

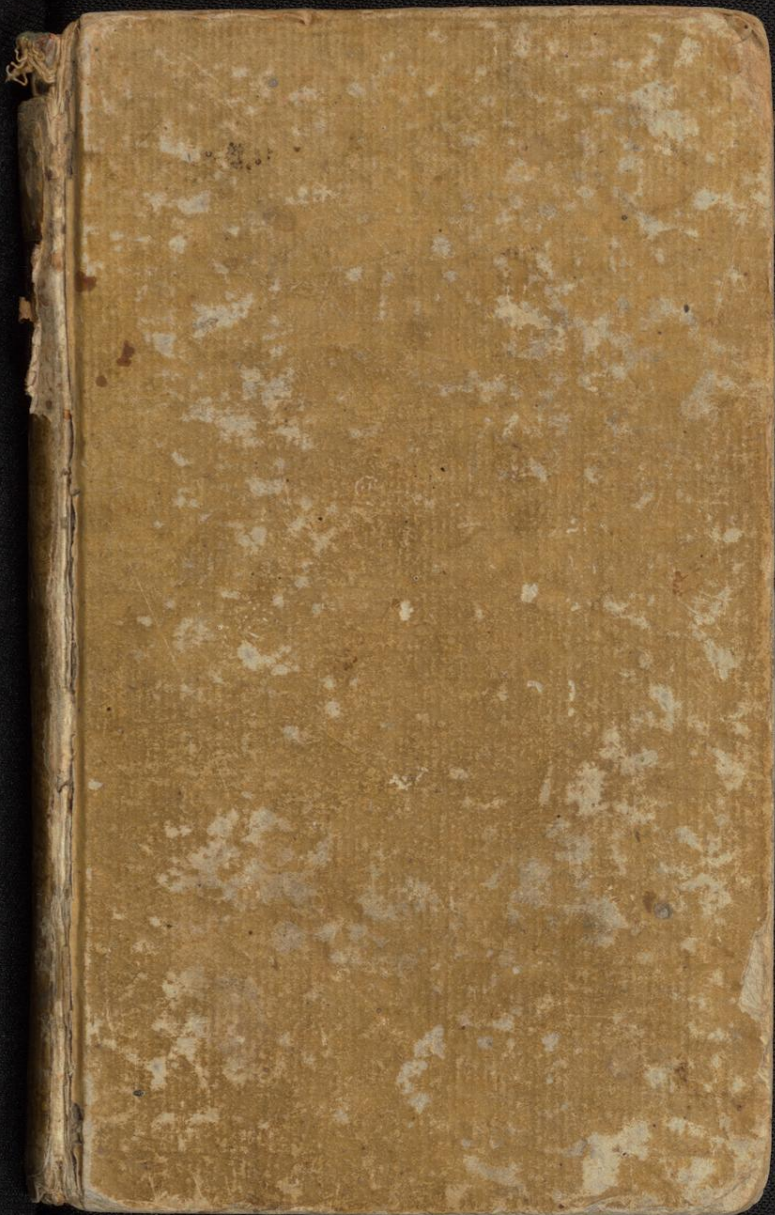
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

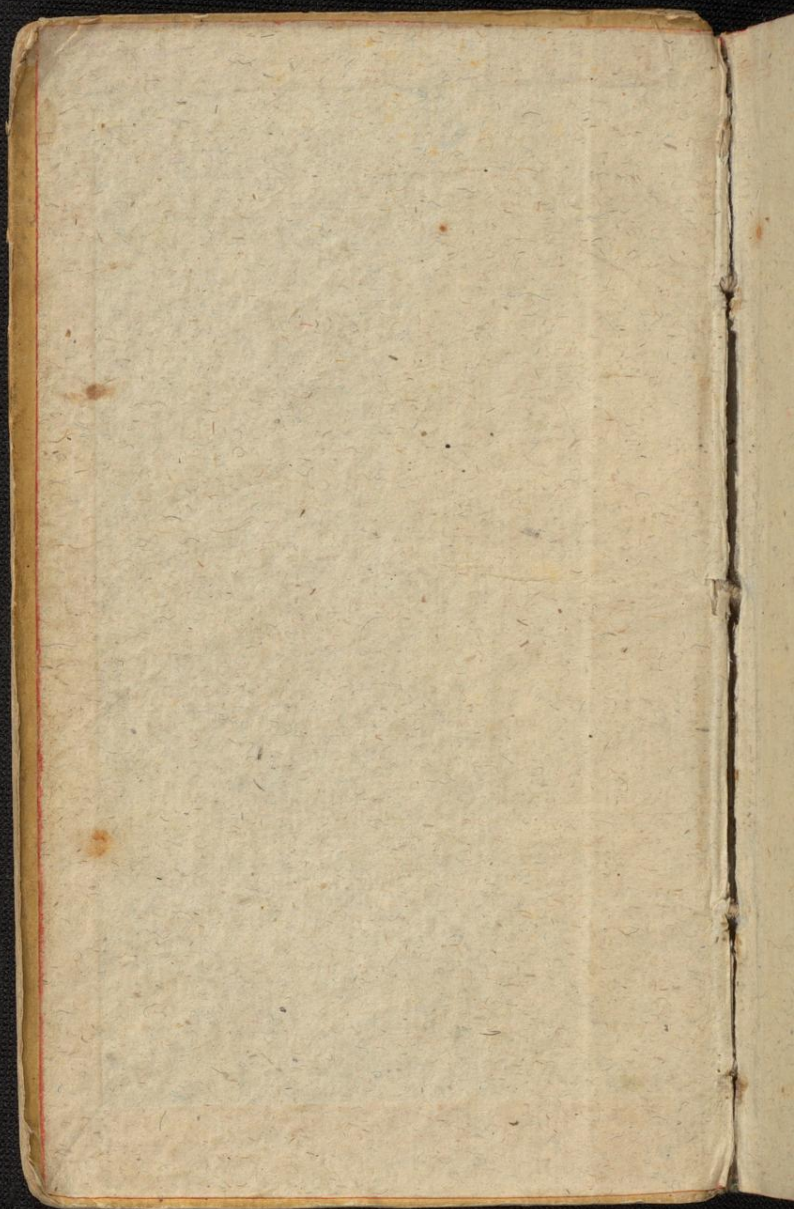
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

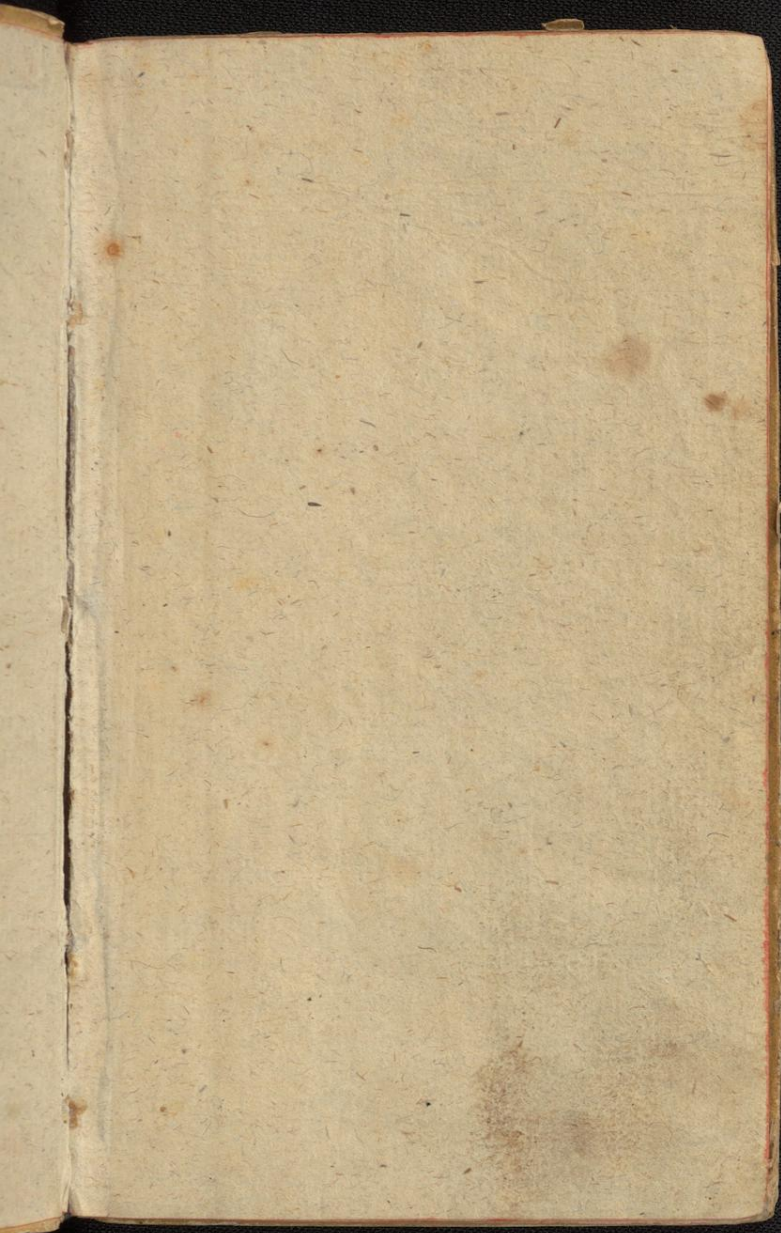
## **Handbuch fürs Volk**

1788

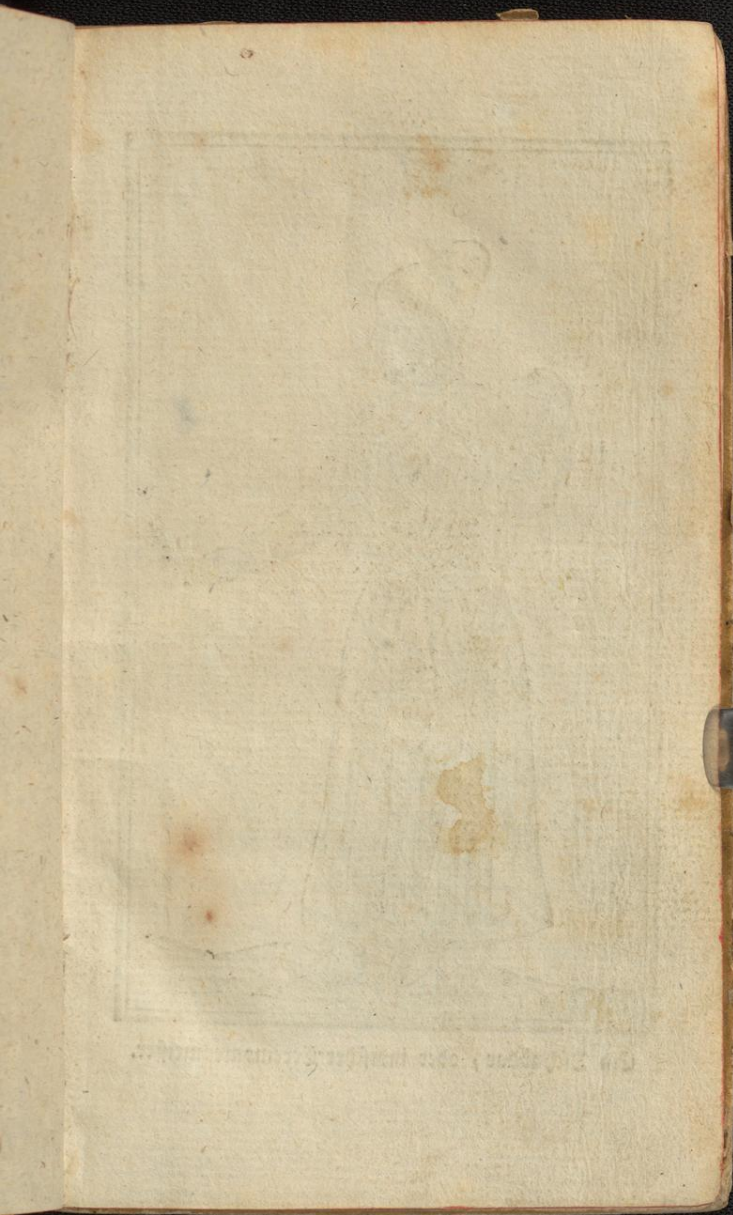
[urn:nbn:de:bsz:31-342913](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-342913)













Ein Dschubdar , oder indischer Ceremonienmeister.



Friedrich Freiherr von der Trenk in seiner 10 jährigen  
Gefangenschaft zu Magdeburg , in 68 pfündigen  
Fesseln.





Historischer  
und  
Haushaltungs  
K a l e n d e r,  
auf das Schalt-Jahr 1788

Worinn

Gemeinnützige Unterhaltungen für alle Stände  
zu finden; besonders dem Bürger und  
Landmann gewidmet.

X

*Lindenberg*

Mit zwei illuminirten Kupfern.



Mit gnädigstem Privilegio

Durlach und Kehl,

bei J. G. Müller, älttern, Markgr. Bad.  
Hof- und Kanzlei Buchdrucker.

In geschichtlichen Hinsichten  
für alle Länder

von dem Verfasser  
für das Jahr 1882



Verlag von  
Karl Neumann, Neudamm

H a n d b u c h

fürs

B o l k ,

In gemeinnützigen Unterhaltungen  
für alle Stände ;

besonders

dem Bürger und Landmann gewidmet,  
für das Schalt-Jahr 1788.

---

Mit zwei illuminirten Kupfern.

---



---

Durlach und Kehl,  
bei J. G. Müller, ältern, Markgr. Bad.  
Hof- und Kanzlei Buchdrucker.

aK

0 1 1 0 1 1 0

117 E 1147





## An die geehrtesten Leser !

Der Beifall, womit das Publikum den ersten Jahrgang dieses Handbuchs aufgenommen, hat mich aufgemuntert damit fortzufahren, und in diesem zweiten Jahrgang eben so gemeinnützig und unterhaltende Aufsätze zu liefern, wie im ersten, und von denen ich mir schmeichle, daß sie jedem Leser behagen werden.

Verschiedene Umstände kommen jetzt zusammen, daß ich den künftigen Jahrgang früher und sehr interessant werde liefern können. Die Auswahl, die man in den beiden Jahrgängen findet, rechtfertiget diese Hoffnung, und ich werd' es mir zur Pflicht machen, diese Absichten zu erfüllen.

Vom Inhalt selbst hab ich wenig zu erinnern, da ich dem Urtheil der resp. Leser nicht vorgreifen will. Inndessen muß ich doch bemerken: daß der erste Aufsatz sehr interessant ist, und unsre Kenntnisse erweitert, so wie unser Vergnügen befördert.

Ferner ist die die Fortsetzung des Aufsatzes über Ostindien äußerst wichtig und interessant. Dann ist der vollständige Auszug aus des berühmten H. von Trenk's Lebensgeschichte gewiß ein sehr unterhaltender und angenehmer Aufsatz, da nicht jedermann alle drei Theile kaufen kann, und hier doch das Wesentliche daraus zu finden ist.

Die Quellen sind überall angezeigt — und der hier folgende Inhalt zeigt übrigens, was in diesem Büchlein zu finden.

Vom ersten Jahrgange sind noch Exemplarien zu 24 Sols oder 32 kr. zu haben, und dieß ist der Preis auch dieses zweiten Jahrgangs.

Der Herausgeber.

---

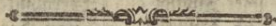
## I n n h a l t.

- 1) Von dem Hauswesen der ersten Christen, ihren Hochzeiten, ihrem ehelichen und ehelosen Leben; ihrer Erziehung, besonders von ihrem wissenschaftlichen, und bürgerlichen oder gesellschaftlichen Tugenden und Gewohnheiten!
- 2) Lob des Schweins, ein Gedicht von dem berühmten Hrn. Blumauer,
- 3) Eine Geistergeschichte — sehr merkwürdig und unterhaltend.
- 4) Geschwinde Löschung eines brennenden Schornsteins.
- 5) Mittel, das Holzwerk wider die Würmer zu sichern.
- 6) Nützliche Anwendung der wilden Kastanien.
- 7) Johann Joseph Pörr, unschuldig hingerichtet.

- 8) Sonderbare Besinnungen im Tode.
- 9) Eine Schrift oder Charakter durch die Ei-Schale durchzuzeichnen.
- 10) Namenszüge ohne alle Farbe auf Aepfel, Pfirsichen u. s. w. zu malen.
- 11) Vorschläge wider den Koller der Pferde vor einem bespannten Wagen.
- 12) Ceremonien und Gebräuche in Russland.
- 13) Etwas von den russischen Bädern.
- 14) Die Verwandlung der roten Rosen in eine grüne oder weisse Farbe.
- 15) Mittel, wider die zerstörende Kohlraupen der Gärten.
- 16) Charlotte, das unglückliche Landmädchen.
- 17) Vom Nutzen des Kartoffelbau's. 7. 75
- 18) Fortsetzung des Zustandes von Ostindien und dessen Verbindungen mit Europa, besonders der neuesten mit England.
- 19) Vollständiger Auszug aus der berühmten Lebensbeschreibung des Freiherrn von der Trenk, aus den dreien von ihm selbst verfaßten Theilen ausgezogen, sammt der Abbildung dieses merkwürdigen Mannes, wie derselbe in 68 pfündigen Ketten zu Magdeburg 10 Jahre lang im Arrest gesessen. Seite 93.
- 20) Vom Anbau verschiedener Kohlsarten und deren grossen Nutzen in der Haushaltung.



- ) o (
- 21) Von der Winterfütterung des Rindviehs, besonders der Kühe.
  - 22) Morgenlied in der Erndte.
  - 23) Von dem Privatleben Hyder Aly's.
  - 24) Warnungsgeschichte, kein frisches Holz zu brennen.
  - 25) Woher es komme, wenn Kühe und Ochsen Blut harnen.
  - 26) Was kein Mensch durch seinen Verstand kann, kann öfters ein Thier durch seine Sinnen.
  - 27) Etwas von den sogenannten Trut- oder welschen und indianischen Hähnern.
  - 28) Merkwürdige, artige, lustige, ernsthafte und andere Anekdoten und Züge aus dem Leben Friedrich des Grossen.



## Januarius.

dienstag	1	Neujahr	Neujahr	21 ones.
mittwoch	2	Abel Seth	Macarius	Brüche
donnerstag	3	Enoch	Genoseva	und
freitag	4	Isabella	Litus S.	Biertel.
samstag	5	Simeon	Thelphorus	

1. Beschneidung Christi, Luc. 2, v. 21.

Sonntag	6	S. 3 König	S. 3 König	Den 2ten ist
montag	7	Lucianus	Lucianus	☉ Neum.
dienstag	8	Erhard	Erhard	Mittag um
mittwoch	9	Martial	Martial	12 U. 3 M.
donnerstag	10	Paul. Eins.	Paul. Eins.	
freitag	11	Hyginus	Hyginus	
samstag	12	Reinhold	Reinhold	

2. Da Jesus geboren war. Matth. 2, v. 1.

Sonntag	13	1 Epiph.	Hilarius	Den 16 ist
montag	14	Felix	Felix	☾ Erstes
dienstag	15	Maurus	Maurus	Biertel,
mittwoch	16	Marcellus	Marcellus	Vormittag,
donnerstag	17	Anton	Anton Es.	um 10 Uhr,
freitag	18	Prisca	Prisca	6 Minuten.
samstag	19	Sara	Sanctus	

4. Vom Arbeiter im Weinb. Mat. 20, v. 1.

Sonntag	20	Septuag.	Septuages.	Den 23 ist
montag	21	Agnes	Agnes J.	☉ Vollm.
dienstag	22	Vincenz	Vincenz	Morgens,
mittwoch	23	Emerent.	Emerent.	um 2 Uhr,
donnerstag	24	Thimothe9	Timotheus	8 Minuten.
freitag	25	Pauli Bet.	Pauli B.	
samstag	26	Volhycarpus	Volhycarpus	

5. Vom Sämann. Luc. 8, v. 4.

Sonntag	27	Serages.	Joh. Ehr.	Den 30 ist
montag	28	Carolus	Carolus	☾ Letztes
dienstag	29	Valerius	Franz S.	Brt. Mora.
mittwoch	30	Adelgunda	Adelgunda	1 U. 24 M.
donnerstag	31	Virgilius	Peter N.	

))

Februarius.

freitag	1	Ignatius	Ignatius	Monds- Brüche und Viertel.
samstag	2	Mar. M.	M. Lichtm.	
6. Jesus verkündigt sein Leid. Luc. 18, v. 31.				
Sonntag	3	Estomihi	Estomihi	Den 7ten ist
montag	4	Beronica	Beronica	
dienstag	5	Fasnacht	Fasnacht	O Neum. Morgens 7 U. 2 M.
mittwoch	6	Afchermit.	Afchermit.	
donnerstag	7	Richard	Romual	Den 7ten ist
freitag	8	Salomo	Salomo	
samstag	9	Apolonia	Apolonia	O Neum. Morgens 7 U. 2 M.
7. Von der Verückung Cor. 1. 1. 2. 4, v. 1.				
Sonntag	10	Innocent.	B 1	Den 14 ist
montag	11	Euphrosina	Euphrosina	
dienstag	12	Eulalia	Eulalia	Den 14 ist
mittwoch	13	Quatember	Quatember	
donnerstag	14	Valentin	Valentin	O Neum. Morgens 7 U. 2 M.
freitag	15	Kaustin	Kaustin	Den 14 ist
samstag	16	Juliana	Juliana	
8. Vom Cananäischen Weib. Mat. 15, v. 21.				
Sonntag	17	Reminisc.	B 2	Den 21 ist
montag	18	Concordia	Sim. B.	
dienstag	19	Eufanna	Mansuet	Den 21 ist
mittwoch	20	Eucharis	Eucharis	
donnerstag	21	Agnes	Eleonora	Den 21 ist
freitag	22	Peter St.	Petr. St.	
samstag	23	Heinhard	Eberhard	O Vollm. Mittag, um 12 U. 58 M.
9. Jesus treibt einen Densel. Luc. 11, v. 14.				
Sonntag	24	Oculi	B 3 Mauth.	Den 28 ist
montag	25	Victor	Vict. M.	
dienstag	26	Restor.	Dionisius	Den 28 ist
mittwoch	27	Leander	Fusus	
donnerstag	28	Roman	Roman	Den 28 ist
freitag	29	Dorothea	Agatha	
Den 28 ist				
O Neum. Morgens 7 U. 2 M.				
Den 28 ist				
O Neum. Morgens 7 U. 2 M.				

Martius.

samstag	1	Albinus	Albinus	Montag	Brüche und
10. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. v. 1.					
Sonntag	2	Agata	Agata		
montag	3	Kimmiginda	Kimmiginda		Bierkel.
dienstag	4	Albrianus	Castin B.		pnom
mittwoch	5	Friderich	Friderich		pnom
donnerstag	6	Friderica	Boleta F.		Boatim
freitag	7	Felicias	Th. v. M.		Den 2ten ist
samstag	8	Whimion	Joh. d. D.		Neum.
11. Die Juden wollen Jesus. Joh. 8. v. 46.					
Sonntag	9	Judica	B. s. Judica		Nachts, um 11 U. 42 M.
montag	10	Alvander	40 Martirer		pnom
dienstag	11	Kosina	Constantin		pnom
mittwoch	12	Gregorius	Gregorius		pnom
donnerstag	13	Ernestus	Ernestus		Boatim
freitag	14	Zacharias	Nathylis		Den 2ten ist
samstag	15	Chilseyh	Vonamus		Neum.
12. Von der Einr. Christi. Mat. 26. v. 1.					
Sonntag	16	Palmf.	D. 6 Palmf.		Bierkel, Moracens 5 U. 28 M.
montag	17	Gertaub	Gertaub		pnom
dienstag	18	Anselm	Anselm		pnom
mittwoch	19	Josephus	Josephus		pnom
donnerstag	20	Gründon.	Gründon.		pnom
freitag	21	Charfreyt.	Charfreytag		Boatim
samstag	22	Caumr	Octavianus		Den 2ten ist
13. Von der Auferstehung. Marc. 16. v. 1.					
Sonntag	23	Ostert.	Ostertag		Neum.
montag	24	Osterront.	Osterront		Nachts, um 12 U. 9 M.
dienstag	25	Mär. Der	Osterront.		pnom
mittwoch	26	Ematid	Ematid		pnom
donnerstag	27	Muper	Muper		pnom
freitag	28	Malschus	Malschus		Den 2ten ist
samstag	29	Eustach	Eustach		Neum.
14. Jesus kommt durch berf. Joh. 20. v. 19.					
Sonntag	30	Quasim.	Quasim.		Bierkel, Mittags, 4 U. 34 M.
montag	31	Delianis	Salvina		

April.

dienstag	1	Theodora	Hugo B.	Monds-
mittwoch	2	Theodosia	Fran. v. A.	Briche
donnerstag	3	Darius	Reinhard	und
freitag	4	Ambrosius	Isidorus	Vierteel.
samstag	5	Maximil.	Vincentia	
15. Vom guten Hirten.		Joh. 10, v. 12.		
Sonntag	6	2 Mis. D.	2 Mis. Dom.	Den 6ten ist
montag	7	Egesippus	Rufinus	Neum.
dienstag	8	Apollonia	Amantius	Nachmitt. 1
mittwoch	9	Bogislays	Bogislays	U. 26. Min.
donnerstag	10	Daniel	Ezechiel	
freitag	11	Julius	Daniel	
samstag	12	Eustorg.	Julius	
16. Ueber ein Kleines.		Joh. 16, v. 16.		
Sonntag	13	3 Jubilat.	3 Jubilate	Den 13 ist
montag	14	Tiburtius	Lampertus	Erstes
dienstag	15	Dymphia	Anastasia	Vierteel.
mittwoch	16	Aron	Leo Pabst	Mittag um
donnerstag	17	Rudolph	Tiburtius	12 U. 1 M.
freitag	18	Valerian	Rudolph	
samstag	19	Hermogen	Valerius	
17. Von Christi Hingang.		Joh. 16, v. 5.		
Sonntag	20	4 Cantate	4 Cantate	Den 20 ist
montag	21	Adolarius	Adolarius	Neum.
dienstag	22	Eoher	Werner	Mittags 12
mittwoch	23	Georgius	Georgius	U. 9. Min.
donnerstag	24	Albert	Adelbert	
freitag	25	Marcus	Marc Ev.	
samstag	26	Cletus	Cletus B.	
18. Vom Gebet.		Joh. 16, v. 23		
Sonntag	27	5 Rogate	5 Rogate	Den 28 ist
montag	28	Virasis	Virasis	Letztes
dienstag	29	Sibylla	Sulpitius	Vi. Vorm.
mittwoch	30	Eutropius	Catharina	11 U. 48 M.

May.

donnerstag	1	Chr. Zim.	Christi Zim.	Monds.
freitag	2	Sigmund	Acth. xv.	Brüche
samstag	3	+ Erfind.	+ Erfind.	und
19. Vom andern Tröster. Joh. 15. v. 26.				Bierel.
Sonntag	4	6 Kraudi	6 Flor.	Den 1ten ist
montag	5	Gottward	Gottward	⊙ Neum.
dienstag	6	Dieterich	L. v. W.	Nachmitt-
mittwoch	7	Gottfried	Gottfried	ternacht um
donnerstag	8	Stanisl.	Mich. S.	12 u. 13 M.
freitag	9	Hiod	Greg. M.	⊙ Vollm.
samstag	10	Gordian	Gord. M.	12 u. 13 M.
20. Wer mich liebet. Joh. 14. v. 23.				Den 12 ist
Sonntag	11	Pfingsten	Pfingstfest	⊙ Neum.
montag	12	Pfingstm.	Pfingtm.	Nachmitt-
dienstag	13	Servatius	Servatius	ternacht um
mittwoch	14	Quatemb.	Quatember	12 u. 13 M.
donnerstag	15	Sophia	Sophia	⊙ Vollm.
freitag	16	Veregrinus	Joh. Ka.	12 u. 13 M.
samstag	17	Corpetus	Corpetus	⊙ Neum.
21. Vom Gespräch Nic. Joh. 8. v. 1.				Nachmitt-
Sonntag	18	Trinitat.	1 Trinitat	ternacht um
montag	19	Volent.	Volent.	12 u. 13 M.
dienstag	20	Athenas	Bernhard.	⊙ Vollm.
mittwoch	21	Prudens	Prudens	Nachmitt-
donnerstag	22	Helena	Fr. Leichn.	ternacht um
freitag	23	Desiderius	Desiderius.	12 u. 13 M.
samstag	24	Esther	Joh. XVI.	⊙ Neum.
22. Vom reichen Mann. Luc. 16. v. 19.				Nachmitt-
Sonntag	25	1 Trinit.	2 Trinitat	ternacht um
montag	26	Bela	Phil. M.	12 u. 13 M.
dienstag	27	Priciant	Veregr.	⊙ Vollm.
mittwoch	28	Wilhelm	Wilhelm	Nachmitt-
donnerstag	29	Mamilius	Maximilian	ternacht um
freitag	30	Wigand	Felix W.	12 u. 13 M.
samstag	31	Petronel	Petronel.	⊙ Neum.

### Junius.

23. Vom grossen Abendm.			Luc. 14, v. 16.	Monds.
Sonntag	1	2 Trinit.	B 3. Fort.	Brüche
montag	2	Marcell	Marcell.	und
dienstag	3	Cra'mus	Clotild.	Viertel.
mittwoch	4	Carbasus	Opitas	Den 4ten ist
donnerstag	5	Bonifac.	Bonifac.	Neum.
freitag	6	Benignus	Norderus	Vormitt. 9
samstag	7	Lucretia	Lucretia	U. 7 Min.
24. Vom verlobnen Gesähen.			Luc. 15, v. 12.	
Sonntag	8	3 Tr. M.	B 4. M.	
montag	9	Brünas	Verinus	
dienstag	10	Dionys.	Margaretha	Den 10 ist
mittwoch	11	Pankides	Basilides	Der ses
donnerstag	12	Barn.	Nicodemus	Viertel.
freitag	13	Abias	Wyns	Nachts um
samstag	14	Helias	Luicard	12 U. 47 M.
25. Seyd barmhertig.			Luc. 6, v. 36.	
Sonntag	15	4 Tr. Jt.	B 5. Jt.	
montag	16	Basilus	Basilus	
dienstag	17	Volkmar	Adolph	
mittwoch	18	Adolph	Volkmar	Den 18 ist
donnerstag	19	Arnolt	Marcus	Neum.
freitag	20	Herbas	Siber.	Nachmit. 6.
samstag	21	Storvus	Alchus	U. 35. M.
26. Vom reichen Fischer.			Luc. 5, v. 12.	
Sonntag	22	5 Tr. A.	B 6. A.	
montag	23	Agatius	Geelber	
dienstag	24	J. Käufer	J. Käufer	
mittwoch	25	Elogius	Elogius	
donnerstag	26	Jeremias	Jeremias	Den 26 ist
freitag	27	Schläfer	Hadislaus	Nestes
samstag	28	Leo Pap.	Leo Papst	Viertel.
27. Von der Pharisäer.			Matth. 5, v. 20.	Nachmit. 6.
Sonntag	29	6 Tr. D. P.	B 7. P. P.	U. 49 Min.
montag	30	Paul. G.	Paul. G.	

Julius.

dienstag	1	Theobald	Theodor	Monds-
mittwoch	2	Mar. S.	Mar. S.	Brüche
donnerstag	3	Cornelius	Eulachius	und
freitag	4	Ulrich	Udalricus	Bierel.
samstag	5	Demetrius	Elisabeth	Den 2ten ist
28. Jesus speiset 4000 M.		Marc. 18. v. 1.		Neum.
Sonntag	6	Tr. Cf.	B. G.	Nachmit. 4.
montag	7	Willibald	Willibald	U. 24 Min.
dienstag	8	Kilian	Kilian	
mittwoch	9	Cyrillus	Cyrillus	
donnerstag	10	7 Brüder	7 Brüder	Den 10 ist
freitag	11	Pius	Pius	Perkes
samstag	12	Heinrich	J. Guid.	Viertel,
29. Von falschen Prophet.		Matth 7. v. 15.		Morgens 7
Sonntag	13	8 Tr. Mar.	B. 9. Mar.	U. 42 Min.
montag	14	Bona	Bonav.	
dienstag	15	Av. Theil.	Heinrich	
mittwoch	16	Ruth	Alexander	
donnerstag	17	Alexius	Faufstus	Den 18 ist
freitag	18	Maternus	Friedrich	Wollm.
samstag	19	Rufina	Argenius	Mora. um
30. Vom ungerecht. Hausb.		Luc. 16. v. 1.		6 U. 43 M.
Sonntag	20	9 Tr. Cl.	B. 10. Cl.	
montag	21	Heared.	Daniel	
dienstag	22	M. Magd.	M. Magd.	
mittwoch	23	Apollin.	Isidorus	
donnerstag	24	Christina	Christina	
freitag	25	Jacobus	Jacobus	
samstag	26	Anna	Anna	Den 26 ist
31. Von der Zerkh. Jer.		Luc. 19. v. 41.		Leates
Sonntag	27	10 Tr. W.	B. 11. Va.	Viertel,
montag	28	Vantato	Innozen	Mora. um
dienstag	29	Beatrix	Maria	6 U. 19 M.
mittwoch	30	Abdon.	Abdon	
donnerstag	31	Thrasib.	Ignat. B.	



Augustus

freitag	1	Petr. Ket.	Petr. Ket.	Wonds-
samstag	2	Augustin	Fortiunc.	Beiche
32. Vom Pharisäer u. Zölln. Luc. 18, v. 9.				
Sonntag	3	11 Tr. A. B	12. G. E.	und Bierdel.
montag	4	Dominic	Dominic.	Den 4ten ist
dienstag	5	Oswald	M. Cdn.	Neum.
mittwoch	6	Berkl. Ch.	Berkl. Chr.	Nachts um 11 u. 15 M.
donnerstag	7	Ulrica	Kageth	Den 5ten ist
freitag	8	Cyriacus	Cyriacus	Der 5tes
samstag	9	Ericus	Domit.	Bierdel.
33. Vom Tauben u. Stamm. Marc. 7, v. 31.				
Sonntag	10	12 Tr. G. B	13. Laur.	Nachmit. u. 45 Min.
montag	11	Hermann.	Sub. XVI.	
dienstag	12	Clara	Clara	
mittwoch	13	Hippol.	Hippol.	
donnerstag	14	Eusebius	Eusebius	
freitag	15	M. Him.	Mar. Him.	
samstag	16	Kochus	Kochus	Den 16 ist
34. Vom bormberg. Samar. Luc. 10, v. 23.				
Sonntag	17	13 Tr. B. B	14. B.	Wollm. Nachts um 10 u. 16 M.
montag	18	Agapitus	Helena	
dienstag	19	Sebald	Sebald	
mittwoch	20	Bernh.	Bernh.	
donnerstag	21	Hartwig	Joachim	
freitag	22	Cynph.	Cynph.	
samstag	23	Zachäus	Whu. f.	
35. Von den 10 Aussätz.				
Sonntag	24	14 Tr. B. B	15. Bar.	Den 24 ist
montag	25	Ludwig	Ludovicus	Der 25tes
dienstag	26	Samuel	Zephyrinus	Bierdel.
mittwoch	27	Gebhard	Gerhard	Nachmit. u. 48 Min.
donnerstag	28	Augustin	Augustin	
freitag	29	Joh. Enth.	Joh. Enth.	Den 29 ist
samstag	30	Rebecca	Rosalia	Neum.
36. Niem. kanzween Herren. Matth. 6, v. 24.				
Sonntag	31	15 Tr. P. B	16. R.	Mora. um 6 u. 43 M.

September.

montag	1	Egydius	Egydius	1	Wonds.
dienstag	2	Abfalon	Stephan	2	Brüche
mittwoch	3	Manuelius	Seraph.	3	und
donnerstag	4	Moses	Rosalia	4	Biertel.
freitag	5	Hercules	Victor	5	
samstag	6	Magnus	Zachar.	6	
37. Vom Jungling zu Nain. Luc. 7. v. 11.					
Sonntag	7	16 Tr. R.	B 17. N.	7	Den 7ten ist
montag	8	Mar. Geb.	Mar. Geb.	8	Derstes
dienstag	9	Gorgon	Gorgon.	9	Biertel,
mittwoch	10	Jodo	Nic. v. L.	10	Vormitt. 9.
donnerstag	11	Wronus	Profus	11	U. 27 Min.
freitag	12	Syrus	Dobias.	12	
samstag	13	Amatus	Marullus	13	
38. Vom Wasserfüchtigen. Luc. 14. v. 1.					
Sonntag	14	17 Tr. + E.	B 18. + E.	14	Den 15 ist
montag	15	Nicodem.	Rogerus	15	● Bollm.
dienstag	16	Euph.	Cornelius	16	Nachmit. 1.
mittwoch	17	Quatemb.	Quatember	17	U. 19 Min.
donnerstag	18	Titus	Th. v. W.	18	
freitag	19	Micleta	Januar.	19	
samstag	20	Fausta	Kra.	20	
39. Vom arösten Gebot. Matth. 20. v. 34.					
Sonntag	21	18 Tr. Eust.	B 19. Eust.	21	Den 23 ist
montag	22	Maurit.	Maurit.	22	Derstes
dienstag	23	Tecla	Emus	23	Biertel,
mittwoch	24	Gerhard	Gebhard	24	Nachts um
donnerstag	25	Cleophas	Cleophas	25	11 U. 47 M.
freitag	26	Cyprianus	Cyprianus	26	
samstag	27	Col. Dam.	Col. Dam.	27	
40. Vom Sichtbrüchtigen. Matth. 9. v. 12.					
Sonntag	28	19 Tr. Wyl.	B 20. Wyl.	28	Den 29 ist
montag	29	Michael	Michael	29	● Neum.
dienstag	30	Hieronim.	Hieronimus	30	Nachmit. 3.
					U. 54 Min.

October.

mittwoch	1	Kermtigius	Kermtigius	1	Wonds.
donnerstag	2	Leodegar	Leodegar	2	Brüche
freitag	3	Valerius	Gandicus	3	und
samstag	4	Franciscus	Franciscus	4	Vierteil.
41. Von Hochzeit. Kleid. Math. 22. v. 1.					
Sonntag	5	28 Tr. M.	B 21. M.	5	Wochentag
montag	6	Fides	Frund	6	Wochentag
dienstag	7	Amalia	Amalia	7	Den 7ten ist
mittwoch	8	Valerius	Valer.	8	Der 8tes
donnerstag	9	Dionysius	Dionysius	9	Vierteil.
freitag	10	Gideon	Throph.	10	Morg. um
samstag	11	Burkhard	Emilian	11	3 U. 57 M.
42. Von des Königs Sohn. Joh. 4. g. 47.					
Sonntag	12	21 Tr. M.	B 22. M.	12	Wochentag
montag	13	Koloman	Koloman	13	Wochentag
dienstag	14	Calixtus	Burkhard	14	Wochentag
mittwoch	15	Hedwig	Theresia	15	Den 15 ist
donnerstag	16	Gallus	Gallus	16	Wochentag
freitag	17	Florentin	Hedwig	17	Wochentag
samstag	18	Lucas	Lucas	18	3 U. 59 M.
43. Von des Königs Weich. Math. 18. v. 23.					
Sonntag	19	22 Tr. M.	B 23. Ferd.	19	Wochentag
montag	20	Wendlin	Wendlin	20	Wochentag
dienstag	21	Ursula	Ursula	21	Wochentag
mittwoch	22	Cordula	Cordula	22	Den 22 ist
donnerstag	23	Severius	Severius	23	Der 23tes
freitag	24	Salome	Fortynatus	24	Vierteil.
samstag	25	Crispinus	Chrysof.	25	Morg. um
42. Von Sinsgewissen. Math. 22. v. 15.					
Sonntag	26	23 Tr. M.	B 24. Ed.	26	Wochentag
montag	27	Sabina	Sabina	27	Wochentag
dienstag	28	Sim. Jud.	Sim. Jud.	28	Den 29 ist
mittwoch	29	Narcissus	Narcissus	29	Wochentag
donnerstag	30	Hartmann	Marcellus	30	Wochentag
freitag	31	Wolfgang	Wolfgang	31	3 U. 38 M.

November.

samstag	1	Allerheil.	Allerheil.	1	Wonds.
	45.	Vom Jairi Echterl.	Matth. 9. v. 12.		Brüche
Sonntag	2	24 Tr. Al.	B. 25. Alf.		und
montag	3	Gothes	Hubert		Viertel.
dienstag	4	Emericus	Carolus		
mittwoch	5	Blandin	Emericus		
donnerstag	6	Leonhard	Leonhard		Den 6ten ist
freitag	7	Erdmann	Engelb.		Der 6tes
samstag	8	4 Gefrönte	Goitfried		Viertel,
	46	Vom Greuel der Verw.	Math. 24. v. 15.		Nittern. 12
Sonntag	9	25 Tr. Th.	B. 26 Th.		U. 2 Min.
montag	10	Probus	Triphor		
dienstag	11	Martin	Martin		
mittwoch	12	Jonas	Jonas		
donnerstag	13	Byccius	Stanislaus		Den 13 ist
freitag	14	Levinus	Scrap		● Bollm.
samstag	15	Leopold	Leopold		Nachmit. 5.
	47.	Vom jüngsten Gericht	Math. 31. v. 2.		U. 49 Min.
Sonntag	16	26 Tr. Di.	B. 27. Otto		
montag	17	Hugo	Hugo		
dienstag	18	Otto Eug.	Eugen		
mittwoch	19	Elisabetha	Elisabetha		
donnerstag	20	Amos	Felix v. W.		Den 20 ist
freitag	21	Mar. Ovf.	Mar. Ovf.		Letztes
samstag	22	Cocilia	Cocilia		Viertel,
	48.	Von den Flug. Jungfrauen.	Math. 25. v. 1.		Nachmit. 1.
Sonntag	23	27 Tr. Et.	B. 28. Et.		U. 49 Min.
montag	24	Chrysog	Joh v. Chr.		
dienstag	25	Catharina	Catharina		
mittwoch	26	Konrad	Konrad		
donnerstag	27	Buso	Birgilius		Den 27 ist
freitag	28	Günther	Rufus		● Neum.
samstag	29	Rea	Saturnus		Nachmit. 6.
	49.	Christi Einreit. zu Jer.	Math. 21. v. 1.		U. 21 Min.
Sonntag	30	1 Adv. Ad.	1 Adv. And.		

1196 December. 19410R

montag	1	Longinus	Eligius	Monds.
dienstag	2	Candida	Sibiana	Büche
mittwoch	3	Casianus	Franz Kav.	und
donnerstag	4	Barbara	Barbara	Biertel
freitag	5	Abigail	Abigail	Den 5ten ist
samstag	6	Nicolaus	Nicolaus	erstes

50. Es werden Zeich. geschehen. Luc. 21, v. 25.

Sonntag	7	2 Advent	2 Advent	Biertel,
montag	8	M. Empf.	M. Empf.	Abends um
dienstag	9	Joachim	Leocadia	8 U. 55 R.
mittwoch	10	Judith	Judith	
donnerstag	11	Damastus	Damastus	
freitag	12	Epimach.	Epimachus	
samstag	13	Lucia	Lucia	Den 13 ist

51. Johannes im Gefängnis. Math. 11, v. 2.

Sonntag	14	3 Advent	3 Advent	● Vollm.
montag	15	Ignatius	Frenaus	Morg. um
dienstag	16	Ananias	Adelheit	6 U. 31 R.
mittwoch	17	Quatemb.	Quatember.	
donnerstag	18	Wunibald	Gratian	
freitag	19	Abraham	Remigius	Den 19 ist
samstag	20	Am non	Christian	letzes

52. Joh. zeugt von Christo. Job. 1, v. 19.

Sonntag	21	4 Advent.	4 Andr. Th.	Biertel,
montag	22	Beata	Demetr.	Nachts um
dienstag	23	Dagobert	Victoria	10 U. 13 R.
mittwoch	24	Ad. u. Ev.	Adam u. Eva	
donnerstag	25	S. Christ.	S. Christ.	
freitag	26	Stephan	Stephan.	
samstag	27	Joh. Ev.	Joh. Ev.	Den 27 ist

53. Christi Eltern verwundern. Luc. 2, v. 23.

Sonntag	28	Nach Chr.	Nach Chr.	● Neum.
montag	29	Jonathan	Thom. S.	Morg. um
dienstag	30	David	David	11 U. 40 R.
mittwoch	31	Sylvester	Sylvester.	

# Kalender der Juden.

Nach ihrer Rechnung das 5548te Jahr der Welt.

1788.		Neumonde	
Jan.	10.	der 1. Schebat.	
	24.	15. Freudentag.	
Febr.	9.	1. Adar.	
	22.	14. Klein Tisurim.	
März	10.	1. Beadar, Schaltmond.	
	22.	13. Fasten Esther.	
	23.	14. Purim oder Hamansfest.	
	24.	15. Sufan Purim.	
April	8.	1. Nisan.	
	22.	15. Osterfest.	
	23.	16. Zweites Fest.	
	28.	21. Siebendes.	
	29.	22. Osterfest Ende.	
Mai	8.	1. Siar.	
	23.	18. Schülerfest.	
Jun.	6.	1. Sivan.	
	11.	6. Pfingsten.	
	12.	7. Zweites Fest.	
Jul.	6.	1. Tamuz.	
	22.	17. Fasten, Tempel Eroberung.	
Aug.	4.	1. Ab.	
	12.	9. Fasten, Tempelverbrennung.	
	18.	15. Freudentag.	
Sept.	3.	1. Elul.	
Oct.	2.	1. Tisri, Neujahr 5549.	
	3.	2. Zweites Neujahrsfest.	
	4.	3. Fasten Gedalia.	
	11.	10. Versöhnungsf. oder 1. Nacht.	
	16.	15. Erstes Laubhüttenfest.	
	17.	16. Zweites.	
	22.	21. Wallmessenfest.	
	23.	22. Versamm. od. Laubh. Ende.	
	24.	23. Gesezfreude.	
Nov.	1.	1. Marchesvan.	
	20.	1. Kislev.	
Dec.	24.	25. Kirchweibe.	
	30.	1. Tebeth.	

Die mit \* bemerkten Tage werden strenge gef. vert.

## Ordentliche Zeitrechnung

auf das Jahr 1788.

Nach Erschaffung der Welt	5737
Nach der allgemeinen Sündfluth	4081
Nach der Verheißung, die dem Abraham geschehen	3714
Nach Erbauung der Stadt Rom	2541
Nach Erbauung des Tempels Salomons	2804
Nach dem ersten Oesterfest	3284
Nach der Babylonischen Gefangnis	2322

### Vom Anfang der vier Monarchien.

Der Babylonischen von Nebucadnezar	2392
Der Persischen von Cyrus	2322
Der Griechischen von Alexander	2119
Der Römischen unter Julius Cäsar	1839
Nach Anfang des Deutschen Kaiserthums	988
Nach der Erwählung und Krönung Josephi des zweiten zum Römischen König	24
Nach Antritt Seiner Regierung als Römischer Kaiser	23
Nach der Zerstörung Jerusalems	1718
Nach dem Leiden und Sterben Christi	1758
Nach Erfindung der Buchdruckerkunst	348
Nach der Reformation durch D. Martin Luther	271
Nach Anfang des 30-jährigen Kriegs	170
Nach dem Westphälischen Frieden	140
Nach Einführung des verbesserten Kalenders	88
Nach Erbauung der Hochfürstl. Residenz-Stadt Carlsruhe	73
Nach der Geburt Carl Friedrichs Markgrafen zu Baden	65
Nach dem Antritt Dero Regierung	42
Nach der Geburt des Herrn Erbprinzen	33

Nach allen dreien Zeitrechnungen ist:

Die goldene Zahl 3. Der Sonnencirkel 5.

Der Römer Zins-Zahl 6.

Nach dem verbesserten und neuen Kalender ist:  
Die Epacte, oder der Mondzeiger XXII. nach dem alten III. Der Sonntagsbuchstaben F. E. nach dem alten B. A. Zwischen Weibnachten und der Herren Fastnacht 6 Wochen nach dem alten Kalender aber 9 Wochen und 3 Tage.

Erklärung und Benennung der Himmels- und  
anderer Zeichen.

Die 7 Planeten, womit man auch die Wochen-Tage  
zu bezeichnen pflegt.

♄ Saturnus bezeichnet den Samstag.

♃ Jupiter den Donnerstag.

♂ Mars den Dienstag.

☉ Sonne den Sonntag.

♀ Venus den Freitag.

☿ Mercurius den Mittwoch.

☾ Mond den Montag.

Die 12 himmlische Zeichen.

♈ Widder,

♉ Stier,

♊ Zwilling,

♋ Krebs,

♌ Löw,

♍ Jungfrau,

♎ Waag,

♏ Scorpion,

♐ Schüt,

♑ Steinbock,

♒ Wassermann,

♓ Fisch.

Anmerkungen.

Der natürliche Tag wird vom Aufgang der Sonne bis  
zu ihrem Untergang gerechnet.

Der künstlich- oder bürgerliche Tag geht von Mitter-  
nacht zu Mitternacht.

Das Sonnenjahr, in welchem die 12 himmlische Zei-  
chen durchlossen werden, hat 365 Tage 5 St. 49 Min.  
Will man wissen, ob ein gemeines oder Schaltjahr sei,  
so darf man nur die Jahrzahl nach Christi Geb. mit 4  
dividiren, u. wenn es gerade aufgeht, so ist ein Schaltjahr.

Es sind eigentlich drei Kalender:

- 1) Der Julianische oder der alte vom Julius Cäsar.
- 2) Der Gregorianische oder sogenannte neue, den Pabst Gregorius XIII. eingeführt, und
- 3) Der verbesserte, welcher von den Protestanten eingeführt worden.

Die Sonne ist 1,400,000 mal größer als unsere Erde, und  
diese steht von derselben ab ein und zwanzig Millionen teuf-  
sche Meilen. Der Mond läuft um die Erde in 27 Tagen 8  
St. ist 51000 Meil. von uns, u. 50 mal kleiner als die Erde.



Astronomisch, und astrologische Kalender Practik,  
auf das Jahr 1788.

Von dem Winter.

Das Winterquartal gegenwärtigen Jahres hat nach gewöhnlich astronomischer Weise zu rechnen bei uns angefangen den 20. December 1787. nach dem verbesserten und neuen Kalender, oder den 2ten alten Christmonats, wo die Sonne in das Zeichen des Steinbocks eingetreten ist. Der Winter ist ziemlich kalt. Besonders wird der Februar sich Anfangs mit starker Kälte auszeichnen, am Ende aber wird es gelinder, worauf grosses Wasser folgt.

Von dem Frühling.

Das Frühlingsquartal tritt bei uns ein den 19. März neuen oder den 8. alten Stils, mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widlers, wo Tag und Nacht gleich seyn wird. Der ausachende März ist warm, der April bis gegen das Ende trocken, hernach kalt: der May hat anfänglich rauhe und kalte Tage, also daß die Früchte in Gefahr stehen.

Von dem Sommer.

Das Sommerquartal fängt in unsern Gegenden an den 20sten des verbesserten und neuen oder 2ten des alten Junius, da die Sonne den ersten Grad des Krebses erreichen wird. Wir werden einen ziemlich nassen Sommer haben.

Von dem Herbst.

Das Herbstquartal wird sich in unserm Erdstrich einfinden den 24sten verbesserten und neuen oder 15ten alten September, wann die Sonne in das Zeichen der Waage einruken und uns wieder Tag und Nacht gleich machen wird. Anfänglich wird der Herbst viel Regen und baldigen Frost bringen, wann aber die Heltze des Octobers verfloßen ist, fällt grossen theils trocken Weiter ein bis zum Anfang des Advents.

Von den Finsternissen

In diesem Jahr werden wir nur eine sichtbare Finsternis und zwar an der Sonne haben. Sie fällt den 4ten Junius in den Vormittagsstunden ein. Der Anfang derselben erfolgt Morgens um 7 Uhr 27 Min. Das Mittel um 8 Uhr 18 Min. und das Ende um 9 Uhr 13 Min. Die Größe der Verfinsternung wird an der Sonnenscheibe mit 5 Zoll an der südlichen Seite erscheinen.

---

Von dem Hauswesen der ersten  
Christen, ihren Hochzeiten, ihrem  
ehelichen und ehelosen Leben; ihrer  
Erziehung, besonders von ihren  
wissenschaftlichen, und bürgerlichen  
oder gesellschaftlichen Tugenden und  
Gewohnheiten.

---

Das Hauswesen der ersten Christen kam mit  
ihrem Berufe und mit ihrer Bestimmung überein.  
Der heilige Sinn ihres Erbsfers zeigte sich an ih-  
nen überall. Man erblickte Tugenden in ihrem  
Wandel, durch welche sie sich von den gesitteten  
Heiden unendlich unterschieden, und ihre Beispiele  
verdienen, den heutigen Christen zur Nachahmung  
vorgestellt zu werden. Sie waren die liebenswür-  
digsten und brauchbarsten Mitglieder der menschli-  
chen Gesellschaft. Ruhrend war ihre Ehrerbietung  
und ihr Vertrauen auf die Vorherge und Gnade  
Gottes, und bei allen Verhältnissen, die ihnen auf-  
stießen, war die Liebe ihr Triebwerk. Mäßigkeit,  
Keuschheit, Geduld, Genügsamkeit, Zufriedenheit,  
Arbeitsamkeit und Standhaftigkeit verschönerten

ihren Charakter, den ein lebendiger Glaube an die Veröhnung mit Gott durch Jesum gebildet hatte.

Ihr Daseyn auf der Welt sahen sie als einen Prüfungsstand an, in welchem sie sich auf eine künftige vorbereiten sollten, und diese Ueberzeugung gab ihnen Trieben die beste Richtung. Kein Aberglaube besetzte ihre Andacht, kein Eigennuz ihre bürgerlichen Beschäftigungen, und keine falsche Absicht ihren gesellschaftlichen Umgang. Ihren Ehestand führten sie dem Endzweck des erhabnen Stifters dieses Standes gemäs, und bei der Wahl eines Ehegatten richteten sie sich genau nach den Vorschriften des Gesetzgebers. Alle Ehen, die in der Bibel verboten waren, oder in die Führung des Christenthums einen nachtheiligen Einfluß machten, waren ihnen verhaßt.

Daher heiratheten sich Blutsfreunde nicht, und seit dem vierten Jahrhunderte fielen auch die Ehen zwischen Geschwisterkindern weg. Niemand heirathete eine unaläubige Person; denn die Glaubigen, welche sich mit den Heiden in die Ehe begaben, machten sich dadurch einer Hurerei schuldig, und wurden von aller Gemeinschaft des Bürgerrechts ausgeschlossen. Derleichen Verheirathungen waren verboten, wenn auch die Anzahl der Jungfrauen noch so gros, oder noch so gering wäre: außer der unaläubigae Eheil versprach, ein Christ zu werden.

Die wiederholten Verheirathungen, sonderlich die vierte und fünfte, wurden für unanständig gehalten, wie nicht weniger die heimlichen: und die ohne

Bewilligung der Eltern waren ärgerlich und gesetzlos. Heirathen, welche nicht zuvor der Gemeine angezeigt worden, achtete man der Hurerei gleich. In den ältern Zeiten geschahen alle christliche Ehen mit Zuziehung des Bischofs, und man hat aus dem zweiten Jahrhundert deutliche Zeugnisse von der priesterlichen Einsegnung, die zwar nachher in Abnahme gerieth, im achten Jahrhundert aber wieder eingeführt wurde. Bei der Einsegnung gaben beide Verlobte einander die rechte Hand, und die Braut erhielt von dem Bräutigam einen Ring zum Unterpfund. Die Hochzeiten wurden ohne Gepränge vollzogen. Der Druck, unter dem die Christen seufzten, erlaubte ihnen keine weltliche Feierlichkeiten, und ihre Gottseligkeit war zu ernstlich, als daß sie den heidnischen Gewohnheiten hätten nachgeben können. Von der Priesterehe finden sich in dem ersten Jahrhundert häufige Beispiele. Unter den Aposteln sind verschiedene verheirathet gewesen, und nicht wenige Bischöffe haben im Ehestande Kinder gezeugt. Zu der Zeit der Verfolgungen aber, da man zu glauben anfieng, daß theils die Haushaltung und weltliche Handel die Würde herunter setzten, auch der Mönchsstand die Meinung einer göttlichen Heiligkeit bekam, ward der Ehestand der Geistlichen auf verschiedenen Kirchenversammlungen verboten. Nie hat aber dieses Verbot eine allgemeine Verbindlichkeit gehabt.

Von dem öffentlichen Aufgebot, welches sowohl in der Römisch-katholischen Kirche, als auch in den

meisten Gemeinden der Protestantischen zu dreienmalen geschehen muß, wußte man vor dem neunten Jahrhundert in der Kirche nichts: erst im neunten Jahrhundert sah man sich genöthigt, es einzuführen, weil viele Aergernisse und Ehescheidungen entstehen wollten. Die Absicht dabei war auch, daß den heimlichen Verfußlungen gewehrt, die nahe Verwandtschaft oder andre Verlobungen entdeckt, und gesetzliche Hindernisse untersucht werden mögen: ingleichem daß derjenige, welcher gegründete Einsprüche zu thun, Zeit habe, sich zu melden, oder hernach schweigen sollte.

Die übrigen Ceremonien neuer Eheleute waren, daß die Braut mit einem Schleier bedekt wurde, und bei ihrer Trauung die Haare fliegen ließ. Wenn die priesterliche Einsegnung geschehen war, und das verehelichte Paar wieder abtreten wollte; so setzte man ihm Kränze auf. Hiernächst war eine öffentliche Heimsführung üblich, auch pflanzte man gesittete Hochzeittlieder anzustimmen, und doch oft feierliche Mahlzeiten zu halten. Joh. 2. 1.

Im fünften Jahrhundert siengen schon einige an, den Heiden es in Ansehung der Hochzeitfakeln nachzutun. Im eilften Jahrhundert wurde nach einer geistlichen Verathschlaung zu Seeligenstadt verordnet, daß vom 1. Advent bis 8. Tage nach dem drei Königsfest, und dann wieder von dem Sonntag Septuagesima bis acht Tage nach Ostern keine Hochzeiten sollten gehalten werden, wie es auch noch an vielen Orten ist.

Der Ursprung der Copulation neuer Eheleute ist in dem Trauungsgebrauche der Juden zu suchen, von welchen sie die ersten Christen angenommen haben. Wahrscheinlich ist in der Israelitischen Kirche bei der Trauung neuer Eheleute der 128. Ps. gebraucht worden; dessen ganzer Inhalt dazu eingerichtet scheint. Daß der Gebrauch der priesterlichen Copulation gleich in den ersten Jahrhunderten unter den Christen durchgängig üblich gewesen, kann man zwar nicht sagen; die damaligen Verfolgungen ließen es nicht zu, weil dadurch die Gemeinden ihrer Priester beraubt wurden. Es war aber doch auch damalen schon dieser Gebrauch nicht gar unbekannt; man findet Beispiele davon schon im zweiten und folgenden Jahrhunderten, ja verschiedene Verordnungen, die dabei beobachtet werden mußten.

Die Hochzeitmale sind im vierten Jahrhundert schon eingerissen. Auch Hochzeitstänze waren in den ältesten Zeiten schon üblich; doch sind sie von keinem einzigen der alten Kirchenlehrer gebilligt worden; vielmehr setzten sie sich eifrigst dawider, rennten sie sogar teuflisch. Man findet auch Verordnungen, wodurch den Christen das Tanzen auf Hochzeiten, als eine ihnen unanständliche Sache ausdrücklich untersagt wurde. Zweifelsohne mag der Mißbrauch, der in alten Zeiten auch schon bekant gewesen seyn mag — diesen Eifer angezündet haben.

Wenn der Priester in der griechischen Kirche der Braut und dem Bräutigam nach dem Amen die Kränze aufsetzte, wurde allemal auch ein Wunsch beigelegt.

Gewiß! wenn man von dem ehelichen Leben der ersten Christen liest; so muß man ihnen seine vöthliche Hochachtung und Ehrfurcht geben: so gesetzlich, so ernsthaft, so würdig war jeder Schritt von ihnen in diesem Verhältniß, daß man sie eher für halbe Engel, als für natürliche Menschen von unserm Schrot und Korn halten sollte.

Zu dem ehelosen Stand hatten die ersten Christen eine große Neigung, die von ihrem damaligen Zustande unter den Verfolgungen herrührte. Doch bis ins 150. J. nach Christi Geburt spürte man noch nicht, daß aus dem ehelosen Stande eine besondere Heiligkeit unter den Christen wäre gemacht worden.

Nach und nach fieng man an, das ehelose Leben, als eine sonderbare Heiligkeit zu schätzen, und der Strenge in der Enthaltung großen Beifall zu ertheilen.

Besonders hielt man es für anständiger, wenn die Kirchendiener allezeit außer der Ehe lebten, oder doch ihren Eheweibern nicht beiwohnten. Im J. 321 gebot man den Geistlichen in Kleinasien, daß, wer einmal geweiht wäre, sich hernach nicht verehelichen sollte. Dies Gebot erstreckte sich jedoch nur über Kleinasien; allgemein verband es, wegen hier und da geschenehen Widersprüchen, nicht. Hernach war

es, in Ansehung einer Verordnung vom ehelosen Stand der Geistlichen, Jahrhunderte stille. Man sah zwar die unverheiratheten Geistlichen gerne; aber die verehelichten wurden auch geehrt. Im siebenten Jahrhundert fing man an, das ehlose Leben, als einen Stand der Vollkommenheit und Verdienstlichkeit, zu preisen, und nun entsunden in der Folgezeit Gesetze, welche den Geistlichen den ehelosen Stand förmlich auferlegten. Im 16ten Jahrhundert wurde durch Luthers Reformation in der protestantischen Kirche die Prieferehe wieder hergestellt; in der Römischkatholischen Kirche aber ist der ehelose Stand den Geistlichen noch geboten.

Einige Kirchenlehrer thun in ihren Schriften auch gewisser Jungfrauen Meldung, die sich öffentlich zu dem Stande der Jungfrauschaft verbunden, und kirchliche oder canonische Jungfrauen genannt wurden, weil man sie in die Matricul der Kirche eingetragen. Von den Nonnen waren sie weit unterschieden; denn sie lebten in den Häusern ihrer Eltern für sich, und wurden im Nothfall von der Kirche unterhalten, da hingegen die Nonnen beisammen wohnten, und zuerst von der Arbeit ihrer Hände lebten. Die Weihung solcher Jungfrauen wurde von dem Bischof oder dessen Abgeordneten in der Kirche öffentlich verrichtet.

Wenn eine Jungfrau ihren Entschluß dem Bischof eröffnet hatte; so verband sie sich zu dem erwähnten Stande im Angesicht der Kirche, und der Bischof legte ihr die gewöhnliche Kleidung der



heiligen Jungfrauen an. Ein Theil dieses Puzes war der Schleier: und ein anderer bestand aus einer purpurnen oder goldenen Krone, welche sie auf ihren Häuptern, als ein Unterscheidungszeichen trugen. Man erwies ihnen besondere Ehre. Sie waren mit den Geistlichen von den Abgaben frei. Ihre Personen waren heilig, und scharfe Befehle wider diejenigen gegeben, welche sie im geringsten beleidigten.

Nonnen hießen eigentlich die Weibspersonen in der römischen Kirche, die in einem Kloster außer der Ehe, und unter einer gewissen Ordensregel lebten. Das Wort Nonne bedeutet so viel als Heilige. Im J. 363. findet man zuerst, daß eines Nonnenklosters gedacht wird, welches die Schwester Pachonii, eines ägyptischen Abts, eingerichtet. In Deutschland sind die Nonnenklöster erst im 7ten Jahrhundert aufgekommen.

Mönche kamen bereits schon im zweiten Jahrhundert auf, da viele sowohl der Verfolgung wegen, als auch ihrem Gottesdienste besser obliegen zu können, sich in Wüsteneien Hütten zu ihrem Unterhalt baueten. Mit der Zeit gieng auch Weibsvolk auf diese Art mit fort, und da sie zur Sicherheit vor den wilden Thieren, und einander in der Noth beistehen zu können, sich in gewisser Anzahl zusammen thaten; entstanden daraus die gemeinschaftlichen Wohnungen. In ihrer Einsamkeit lebten sie sehr elend, ihr Essen war, was ihnen die Erde und Bäume gaben, ihr Trinken Wasser, ihre

Kleider rauhe Rozen, die sie noch darzu kaum halb bedekten, ihre Hütten waren etwa zwe Ellen breit, und dritthalb hoch, von Reisern, Binsen, Niedgras ic. und sahen mehr Gräbern, als menschlichen Wohnungen ähnlich; wobei sie sich Haare und Bärte wachsen ließen, und da sie ihre Kleider niemals wuschen, und die Haare und Bärte ihnen oft bis auf die Knie giengen; glichen sie mehr wilden Leuten, als vernünftigen Menschen. Indessen wurden ihre Dinge immer besser eingerichtet, bis endlich ihr Leben höchst bequem geworden ist.

Aebte hießen anfänglich nur Mönche von hohem Alter oder heiligem Wandel. Im siebenten Jahrhundert aber wurden sie zu Vorsehern ganzer Klöster eingeweiht, mit Stab, Ring, Mütze und Handschuh, hatten Gewalt über des Klosters Güter, und über die Mönche, konnten auch die Tonfur geben, und geringe Orden consecriren, bekamen an einigen Orten gar landesherrliche Gewalt.

Wenn ein Abt starb, wurde sein Ring durch die Vornehmsten des Klosters aufgehoben bis zur neuen Wahl.

Die Aebtissinnen kamen schon im sechsten Jahrhundert auf, hatten Gewalt über die Nonnen, wie die Aebte über die Mannsklöster. Geistliche Verrichtungen aber trugen sie den Priestern auf.

Man hat auch protestantische Frauenklöster, die man theils nicht, theils aber wieder verlassen kann.

Die Haltung der Konfubinen, kurz einer Frau oder Jungfer, und als Mann und Weib mit ihnen

leben, ohne den Namen zu haben, wurde schon sehr früh eingeführt; aber auch von den Kirchenlehrern sehr scharf geahndet.

Was die Erziehung der ersten Christen betrifft; so findet man, daß sie es in den ersten Jahrhunderten an der Erziehung der Kinder zwar nicht ganz fehlen ließen; doch kam, wenn man sie mit Griechen und Römern vergleicht, und auf das Systematische sieht, nichts sonderliches dabei heraus. Ist aber die Rede von einem rechtschaffenen Bürger, von den Pflichten, von einem der Vernunft und Offenbarung angemessenen Gottesdienst, oder auch von der zukünftigen Seligkeit der Menschen; so haben die Grundsätze und Uebungen der Christen unfehlbar vor allen Vorschriften der Philosophen in Erziehungssachen den Vorzug.

Weder Christus selbst, noch seine Apostel hinterließen in Ansehung der Erziehung der Jugend eine gewisse bestimmte Richtschnur; alles was man von ihrem Lehrgebäude zusammen bringen kann, laßt dahinaus, daß sie nicht nur eine gewisse Bereitwilligkeit dazu bezeugten; sondern auch die Kinder für würdige Gegenstände der göttlichen Gnade erklärten, und sie nicht allein der Zucht, sondern auch des Glaubens, ja der Seligkeit selbst fähig und theilhaftig erkannten. Die Pflichten aber, welche in der heiligen Schrift hauptsächlich ihnen eingefloßt und eingeschärft wurden, bestanden in der Zucht überhaupt, hernach aber in der Beförderung der Ehre ihres Schöpfers, fleißigem Studieren der heiligen

Schrift, Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Besiegung der Leidenschaften, besonders auch, daß man bei Zeiten und weislich das Joch auf sich nehmen müsse. Es was also dem Stifter der christlichen Religion offenbar mehr um Bildung rechtschaffener Bürger und frommer Leute, als um Gelehrte zu thun.

Denn an besondere Vorschriften von Erlernung fremder Sprachen, oder Künste und Wissenschaften war so wenig zu denken, daß vielmehr ausdrückliche Befehle vorhanden sind, Kraft welcher man alle Philosophie aus den Gemüthern der Jugend verbannt wissen wollte. Da es aber vermuthlich der Verfassung wegen beim Anfang des Christenthums nicht anders seyn konnte; so läßt sich keinesweges daraus schließen, daß unser Heiland eine mit Gottesfurcht verbundene Gelehrsamkeit oder andere Studien, die der wahren Glückseligkeit des Menschen nicht gerade entgegen waren, dem Staat und der Religion für nachtheilig gehalten habe.

Die Erbitterung der Heiden und Christen gegen einander mußte nothwendig von Tag zu Tag größer werden, obschon letztere im übrigen alle ihnen angethanene Schmach mit Geduld ertrugen. Denn die Griechen und Juden stritten, so zu sagen, mit einander in die Wette, über die Lehre Christi zu lästern; besonders gaben sich diese schlaue Betrüger alle Mühe, die deutlichsten Wunder, welche für die Religion geschahen, durch ihr spitzfindiges Disputiren verdächtig zu machen. Es ertrakte sich also dieser Haß von dem Gottesdienst der Heiden auf sie

selbst, und von ihnen auf ihre Handlungen und Wissenschaften: und zwar ging man darin so weit, daß zuletzt die Christen eine gänzliche Abneigung gegen alle Gelehrsamkeit, die sie nunmehr für Blendwerk der Heiden ansahen, bekamen. Selbst in den Verordnungen der Apostel wird die Lesung aller heidnischen Bücher ausdrücklich verboten, und in der Folge selbst den Kirchenvorstehern untersagt, heidnische Schriften zu lesen.

Diese Abneigung ging bei einigen Christen soweit, daß sie sogar das gedultige Betragen vergaßen, welches ihnen doch von ihrem Meister so sehr empfohlen war, und ihren Haß nun nicht mehr gegen die Heiden und Gelehrten; sondern gegen die Gelehrsamkeit selbst ausstießen: sie sagten nun öffentlich, ihre Unwissenheit habe mehr Würde und Vorzüge, als alle Gelehrsamkeit. Was Wunder ist also, wenn alle Christen für Dummköpfe, für unnützliche Glieder des Staats gehalten wurden, da die meisten Kirchenväter, und auch sogar oft diejenigen unter ihnen, welche vieles schrieben, nicht einmal der Sprache genug kundig waren, und keine Spur einer genaueren Kritik an sich sehen ließen.

Daß die Christen sich aus den Pflichten gegen ihre Kinder eine Gewissenssache gemacht haben, kann man ihnen nicht absprechen. Schon die Kinder noch im Mutterleibe empfohlen sie Gott, nahmen sie, wenn sie getauft waren, gleichsam als neue Menschen aus seinen Händen, und widmeten sie der Ewigkeit. Rußten nicht aus diesen Jünglingen

gottesfürchtige Menschen, mußten nicht rechtschaffene Bürger aus ihnen gebildet werden? Weder Reichthümer, noch Schätze, hies es, sind wir unsern Kindern schuldig; aber Gottesfurcht und Tugend müssen ihnen bei Zeiten eingespößt, und in ihren Herzen erhalten werden. So finden sich Beispiele, wo Knaben, wegen standhafter Bekenntniß Christi erstochen wurden, und den Märtyrertod starben. Uebrigens bekamen sie ihre Bildung nicht blos zu Hause; sondern es kam auch nach Maßgab der Zeit und Umstände öffentlicher Unterricht dazu. Den Grund zu ihrem Glauben legten sie auf der Schule zu Alexandrien, als dem damals berühmtesten Institut. Hier studirte man hauptsächlich die heilige Schrift, und die Nächstenliebe. Fanden sich aber zuweilen Jünglinge, welche eine besondere Begierde nach weltlichen Wissenschaften bezeugten; so benutzten sie auch den Unterricht und die Schulen der Heiden, und das hin und wieder mit dieser ihrem großen Beifall selbst. Griechenland war damals gleichsam der Sammelplatz aller Künste und Wissenschaften; aber die Beredsamkeit wurde vorzüglich zu Athen getrieben.

Was ihre Sitten betrifft: so drangen ihre Eltern auf eine ungekünstelte Kleidung, so daß ihnen keine Gelegenheit zur Eitelkeit übrig blieb: mit großer Sorgfalt hielten sie ihre Kinder von allem ab, was ihr Gemüth auch nur von ferne zur Wollust und Heppigkeit reizen konnte. Schauspiele, die sie für einen Theil des heidnischen Gottesdienstes ansahen,

waren ein schädliches Gift in ihren Augen: ungeschweht nannten sie dieselben Beschäftigungen des Teufels. Ein gewisser Kirchenlehrer warf den Heiden nicht nur dieses, sondern auch den Fechtplatz, das Ringen, die Wettrennen &c. überhaupt alle Uebungen auf dem Kampfsplatze, als eine Pest der Jugend, öffentlich, und auf eine bittere Art vor; er behauptete, daß auch alle ihre übrigen Spiele nichts als Quellen des Müßiggangs und der Wollust wären: daß die damit verbundene Gastmale blos die Schwelgerei zur Absicht hätten, und von den Liebesmahlen der Christen, worüber sie so viele bittere Vorwürfe von den Feinden hören mußten, Himmelweit verschieden wären. Die Gefräßigkeit oder Trunkenheit konnten die Heiden niemals den Christen vorwerfen, wenigstens nicht beweisen.

Die Heiligkeit der Religion war so groß, und so gemein unter allen Christen, daß selbst die Spiele der Knaben etwas dergleichen an sich hatten: hieher gehören auch die Anstalten für die Anfänger des Glaubens, wobei man der Lehrart und Zeit gemäß bei den Mädchen und Knaben einerlei Plan beobachtete: Ferner eben so die Gewohnheit, die Wahrheit vor dem Richter zu bekennen, welche sogar mit dem Verluste des Lebens verbunden war: und dann der Ausspruch des Kaisers Konstantins, dessen Söhne auch zutheuerst das Kaiserthum der Tugend und Gottesfurcht aufopfern sollten; denn Staatsbediente, die Unterdrücker der Gerechtigkeit und Menschenliebe sind, sagte er, diese sind gewis keine

Säulen des Staats; sondern vielmehr ein Gift, welches die Eingeweide desselben durchwühlt.

Die Alten eilten auch nicht, ihren Söhnen Aemter zu verschaffen, und wollten, daß ein junger Mensch nur stufenweis Schritte machen sollte, und vor seinem zoten Jahre sich um das Amt eines Lehrers nicht einmal melden, weil selbst Christus erst in diesem Alter sein Amt angetreten habe. Ich kann nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, wie genau auf beiden Seiten sowohl Lehrer, als Schüler, ihre Pflichten beobachteten.

Die Lehrer empfingen ihre Lehrlinge, wenn sie in ihre Hörsäle kamen, mit einem väterlichen Kuß, womit sie sie auch wiederum entließen. Es war ihnen eben so viel an der Bildung ihrer Seele, als Ernährung ihres Leibes gelegen. Eben so weit ging aber auch auf der andern Seite die Bescheidenheit der Schüler gegen solche Lehrer, eine Tugend, die allein den Jüngling zielt. Die Schüler stunden oder saßen zu den Füßen ihrer Lehrer, die auf erhöhten Lehrstühlen saßen. Sie solaten dem Lehrer auf dem Fuße nach, wie die Schaafte ihrem Hirten, frolofend, wenn er zurückkam, traurig, wenn er weggieng: ja sie begleiteten ihn bis ins Gefängnis. Joh. 13, 37.

Der Geist des Christenthums zeigte sich nirgends mehr, als in den äusserlichen Handlungen der Christen, in den wechselseitigen Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft.



Ihre Andacht, ihr Abscheu vor Abgötterei und Aberglauben, Beharrlichkeit im Bekenntnis des Namens Jesu, Verehrung der heil. Schrift, Vermeidung des Eides, Übung des Gebets, der Wunderglaube, u. alles dies ist wohl immer noch zum innerlichen Gottesdienst zu rechnen: aber so fest und exemplarisch hierinne ihr Beispiel war; war es immer noch auffallender in äußerlichen Handlungen.

Die Einigkeit unter ihnen stand stets aufrecht. Ihre Arme waren wie ihre Kinder, ja sogar in Ehren gehalten. Ihre Aufrichtigkeit war so groß, daß ihr Ja oder Nein allemal unsere Vetheurungen oder Eide aufwog. Ihre Treue gegen die Obrigkeit, auch gegen die Heidnische, beschämte alle ihre Verläumder, und niemals hatten Christen daran Antheil, wenn Unruhen entstanden. Ihre Barmherzigkeit, Liebe und Freigebigkeit übertraf alle Erwartung. Ihre Bescheidenheit und Demuth ist ohne Exempel.

Ein Diebstahl unter den Christen war unerhört: vielmehr Mittheilung und Dienstfertigkeit ein wesentlicher Theil der Religion.

Ihre Frugalität in essen und trinken hatte ihres gleichen nicht, und nirgends überschritten sie die Grenzen als wenn es Arme betraf.

Eiserne Gedult, wenn die Trübsal sie selber anging: grenzenlose ungestüme Emsigkeit, wenn sie Fremde leiden oder unterdrücken sahen. Sie liefen selber in die Gefängnisse, oder blieben als Geiseln darinnen

Barinnen. Keine Handlung, die nur von ferne gegen die Ehrbarkeit anstoßen konnte, keine ungerechte Forderung; keine Vorenthaltung oder künstliche Ansprache an fremdes Gut! Muster der Gedult, des Gehorsams, auch bei der gerechtesten Sache, und im Tode! Die Grenzen und Reinigkeit ihrer Leidenschaften erregen alle Bewunderung.

Weite Entfernung von aller Pracht oder Hofart, Ekel vor aller Art von Verstellung oder Schminke in Sitte und Angesicht!

Man muß erstaunen, wenn man Menschen von eben dem Stoff, wie wir, mit eben dem Recht an die Gnade wie wir es haben, folglich mit eben den Kräften, wie unsere sind, oder werden können, Meisterstücke der Tugend und moralische Heldenthaten aufstellen sieht, die beinahe uns in Verdacht setzen können, als wären wir in neuern Zeiten ein ganz andres Menschengeschlecht, als die vom ersten, zweiten und dritten Jahrhundert.

Von der bürgerlichen Verfassung der ersten Christen weiß man nicht genug, weil sie keine eigene hatten. Sie unterwarfen sich aber der Obrigkeit, die Gewalt über sie hatte, in Steuer und Gehorsam, und lernten es nicht anders von ihrem Meister. Viel Verkehr konnten sie Anfangs wegen ihrem Druck natürlicher Weise nicht haben, vielweniger sich im Besitz von Grund und Boden ausbreiten. Deswegen war die gemeinschaftliche Haushaltung eine nothwendige Sache, und eine kleine Schilderung von der sogenannten goldnen Zeit, die freilich

3

3. B. 1788.

ihrer Beschaffenheit nach auch bei der besten Einrichtung von keiner langen Dauer seyn konnte.

So viel weiß man zuverlässig, daß die Christen lange zu weltlichen Aemtern oder Soldatendiensten nicht zugelassen wurden, oft aber auch und lange sich dessen selber weigerten, weswegen sie auch ihren Patriotismus, als Leute unter einem beständigem Drucke, nicht wohl stärker an den Tag legen konnten.

Ihre Prozesse machten sie unter sich selber aus; aber eben deswegen waren sie den Advokaten ein Dorn in den Augen. Zum Eide ließen sie sich nicht bewegen in gerichtlichen Sachen.

Sie weigerten sich, Sonntags ein Kaiserfest zu begehen, oder vor Gericht zu erscheinen.

Sie konnten nichts weniger dulden, als zweideutige Gemälde, in den Kirchen aber gar keine.

Die Handwerksinnungen kamen bei den Christen schon in den ersten Jahrhunderten auf, und war anfangs sogar etwas gottesdienstliches dabei, das aber bald auch, wie unsere Handwerks- und Ladensfeste, in Schmäuse ausartete, und Gelegenheit zu Nachreden gab, auch sogar den Verdacht von gefährlichen Versammlungen für dem Staat erweckte.

Ihr Zausrath war sehr einfach und dürftig. Es wurde darwider geeifert, wenn das Heft am Messer Silber war, da es gar nichts zum Wesentlichen der Sache beitrage.

Die Kleiderpracht und der Staat, oder sogar die Schminke des Frauenzimmers haben die Apostel

schon gerügt, und sagt Cyprian, ein Kirchenscheur, daß durchaus keine Vertheidigung der Schminke statt finde.

Man hielt es schon für verdächtig, wenn sich ein Mädchen öffentlich sehen ließ, ohne besondere Ursache, vielmehr bei Hochzeiten, oder andern gefährlichen Gesellschaften. Bei Weibern war sogar die Scheidung drauf gesetzt, und Verlust vom Wittum oder Leibgeding, wenn es ohne Wissen oder Willen des Mannes geschah.

Die Geradheit der ersten Christen äußerte sich in Worten und Werken, vor Gericht und in Zeugnissen, kurz im ganzen Umgang ohne Vorbehalt, Zweideutigkeit, Verstellung oder Schmeichelei. Keinesweges ist jedoch damit gesagt, daß es nicht auch Betrüger unter ihnen gegeben habe, sowohl im Handel und Wandel, als in der Religion. Die Christen hatten so gut ihre Pharisäer als die Juden. Mit denen hatte Christus auch am meisten zu schaffen: sie kamen aber immer übel davon.

Bei Eidschwüren hoben sie die Hände gen Himmel.

Die Zeichen der Ehrerbietung oder Grüße und Wünsche waren: Friede sei mit Euch! das Hauptneigen und Kniebeugen.

Das Küssen war von jeher gewöhnlich: zum Grüßen, oder zum Abschied, und das war bei den Liebestmahlen der Christen vornehmlich Gebrauch. Hingegen den Fuß der Unterthänigkeit hatten sie nicht.

Geschenke waren auch im Gebrauch, wenn man vornehme Leute besuchte.

Das Segnen geschah mit Händauflegen.

Von der Gnade der Großen oder Zerablassung gegen den Christen haben wir wenig oder gar kein Beispiel, wohl aber von ihrem Pracht und Stolz.

Titel und Aemter treffen wir keine an unter den ersten Christen; denn die Räte, Zöllner, Beamte, Richter u. waren lange alle entweder Heiden oder Juden.

Die Schriftgelehrten, Magi, Weltweisen, oder Zauberer waren alles keine Christen.

Näthsel bei Gastmahlen war ein uralter Gebrauch, den auch Christus mit Gleichnissen nachahmte.

Spiele kommen bei Gastmahlen besonders vor.

Die Bedekung des Haupts betreffend, hielt man alle Weiber für Huren, die darwider handelten.

Für die älteste und einfältigste Kleidung hält man die Felle, wie es auch außer Blättern die älteste war. Bei den Christen war auch ein leinenes Ober- und Unterkleid, statt des Mantels, lang wie ein Hemd, lag am Leibe, und hatte einen Gürtel. Der Unterrock war ganz gewoben. Ueberhaupt war nicht viel Nähens bei den Kleidern der Christen, also auch selten Schneider nötig; denn es war Weiberarbeit.

Ihre Lieblingsfarbe war die weisse; doch auch bunt: vornehmlich bei Kindern. Lange Kleider hielt man für vornehm.

Die Schuhe der Christen waren zwar auch aus Leder; aber zärter als die unsere und angebunden an den Fußsohlen; ihre Pantouffeln hingegen auf Holz, und oben mit Nägeln oder Bast.

Sich verkleiden war die größte Schande.

Das Waschen oder Baden war den meisten orientalischen Völkern eigen, theils zur Reinigung, theils auch zum Vergnügen, und dem Frauenzimmer um der Schönheit willen: es war soviel, als jetzt die Schminke.

Das salben bei Kranken war eine Wundergabe der Apostel, auf die wir nicht mehr zählen dürfen.

Die Gastfreiheit war eine Haupttugend der Alten, und schon bei Griechen und Römern für etwas heiliges gehalten; sie hatten keine Wirthshäuser.

Man empfing die Gäste mit einem Kuß, gab ihnen Wasser zum Fußwaschen, alsdenn Del zum salben, endlich kam das Mahl, und wenn es möglich war, unter Bäumen oder in Lauben. Bei dem Essen lag man um den Tisch her auf der Erde, auf Gras, Heu, oder Küssen. Die rechte Hand blieb immer frei, unter dem Rücken lag ein Polster, und die liebste Stelle war, mit dem Haupt an dem Busen des Nächsten zu liegen. Jeder bekam seine Portion besonders. Von den ersten Christen selber kommen außer den Liebesmahlen keine Mahlzeiten vor, als die Hochzeit zu Cana, und wo Christus selber oder die Apostel eingeladen wurden. Von den Speisen und Getränken der ersten Christen selber werden nur Brod, Fische,

auch gebratene, hernach Honigseim, Wasser und Wein nahmbast gemacht. Von starken Getränken findet man keine Spur. Ausserdem weiß man, daß die Christen Ochsen - Schaf - und Ziegenfleisch von den Juden gekauft haben.

Bei den Hochzeiten war ein starker Zwischenraum zwischen dem Verloben und Heirathen. Acht Tage vor der Hochzeit nahm der Bräutigam die Besuche seiner Freunde an, traktirte sie, und spielte mit ihnen. Die hießen Kinder der Hochzeit.

Alle Hochzeiten waren am Mittwoche, wenigstens bei Jungfrauen: bei Wittwen aber am Donnerstage. Der Puz der Bräute soll Scharlach gewesen seyn.

Nach der Hochzeit gieng es ins Hochzeithaus, und zwar in Reigen; alsdann kam das Mahl. Die Gäste bekamen Bräutstüke von Kleidern, die sie aber bei der Hochzeit schon tragen mußten.

Es scheint, daß die Christen die Kinder nach der Geburt auch auf den Boden gelegt haben, wie die Römer, welche hernach der Vater aufhob, zum Zeichen, daß er sie als seine Kinder erziehen wolle.

Die Gebäude der Christen waren so, daß man auf den Dächern umhergehen, und sowohl im Haus, als außerhalb auf Treppen darzu kommen konnte. Man predigte auch von oben herunter, konnte auch die Steine leicht aufheben, um etwas herab zu lassen.

Die Schiffarth der Christen stieg nicht höher, als zum Gewerbe der Fischer; nach der Hand aber kamen auch Schiffe mit Flaggen oder Zeichen auf.

Der Ackerbau war im Morgenlande sehr einträglich wegen der Fruchtbarkeit der Gegend; aber die Christen besaßen eben wenig Güter, außer was sie etwa durch neue Brüder bekamen. Der Früh- und Spatregen, der da seine gewisse Zeit hatte, kam ihren Früchten sehr zustatten. Ihre Aerde, wenigstens an Gerste, fieng schon an Ostern an, und wenn die Juden ihre Webearbe am ersten Ostertag nach Untergang der Sonne, weg hatten; durfte jedermann schneiden, und davon essen.

Das Dreschen geschah durch Ochsen, die über die Früchte hingingen.

Die Herbstfreuden in Weinbergen, die aber im Julius gelesen wurden, waren auch zu Anfang des Christenthums noch sehr gewöhnlich, auch Tanz und Gesang. Alle Jungfrauen giengen weiß, und forderten die Jünglinge selber auf, unter ihnen zu wählen; aber nicht nach Schönheit, sondern Gottesfurcht. Im August kam es an die Feigenbäume, welche wahrscheinlich des Jahrs zweimal müssen getragen haben.

Die Viehzucht trieben die Christen wegen Mangel der Gelegenheit nicht. Ausserdem aber war sie im Gange, und das ist auch von Schaafen zu sagen, wobei aber schon die Gewohnheit war, die ganze Nacht im Felde zu bleiben, und bei Tage in der Hitze sie in den Schatten zu führen, um sie vor Krankheiten zu verwahren.

Zum Kriegswesen ließen sich anfänglich die Christen nicht gebrauchen, man hatte auch gar keinen Glauben an sie; mit der Zeit aber waren sie die



besten Soldaten der Römischen Kaiser, ohne einen Beweis von der Blizlegion zu führen.

Die Arten der Unterwerfungen bestunden unter andern im Schubauflösen und Zins geben. Von ranzioniren redet Petrus in s. 1. Br. e. 1. 18. Die Dienste der Sclaven bestunden im Mahlen. Die Tempel wurden auch mit eroberten Kostbarkeiten ausgeziert.

Die Münzen, die im Anfang des Christenthums coursirten, waren von Kupfer, Silber und Gold, und in Vergleichung mit den unsrigen folgende: Ein Centner oder Talent, beträgt 1500 fl.; eine Mine oder Pfund, ist der 60ste Theil eines Talents, oder 25 fl. Ein Stater, Sefel, oder Silberling, der 25te Theil einer Mine, ohngefähr ein Loth schwer, war ehemals ein halber Thaler, oder nach jezigem Werth 1 fl.; Ein doppelter Groschen oder Zinsgroschen, ist ein halber Sefel, oder 30 fr. den Zinsgroschen nahmen die Römer, da es vorher Beitrag jedes Juden zum Tempel war; ein Groschen galt 15 fr. Ein Pfennig  $1\frac{1}{2}$  fr. Ein Heller  $\frac{3}{8}$  fr. Ein Scherstein  $\frac{3}{16}$  fr. Eine Tonne war soviel als Eimer; Eirer aber eben soviel als Bath; Scheffel hielt soviel, als ein Seah, nämlich 144 Eier. Ein Homer oder Malter machte zehn Epha, ein Epha aber 432 Eier. Die Ruthe zum messen ist dem Inhalte nach unbekannt. Stadium oder Feldweg maß 125 Schritte. Eine Meile begriff 8 Stadien, also 1000 Schritte, und ein solcher Schritt 2 und eine halbe Elle. Dies ist das vornehmste der Christen im Handel und Wandel, bis ohngefähr zum zweyten Jahrhundert.

---

 Lob des Schweins.
 

---

Du nützlich Thier, das man mit Ekel nennet,  
 Und doch so gierig ist,  
 Mein Lied soll nun die Welt, die dich verkennet,  
 Belehren, was du bist.

Wenn dich der Mensch, weil du im Kotz und  
 Schlamme

Herumwühlst, garkig nennt,  
 So frag' ihn, ob er denn von seinem Stamme  
 Den Urstoff nicht mehr kennt?

Dir dankt (weiß man das Sprichwort recht zu  
 deuten)

Selbst Pallas ihr Latein: \*)  
 Drum hüllte sich die Weisheit aller Zeiten  
 Stets in dein Leder ein.

Das Menschenvolk verachtet dich vergebens;  
 Der weise Epikur  
 Verspricht uns ja das höchste Glück des Lebens,  
 Wenn wir dir gleichen nur. \*\*)

---

\*) Sus Minervam.

\*\*) Epicuri de grece porcus.

Der stolze Mensch in seinem Hoheltstraume  
 Beraaf schon ganz und gar  
 Der Eichelkoff, die unter einem Baume  
 Dein und sein Futter war.

Ja, die Gemeinschaft wäre ganz verschwunden,  
 Die dich zu uns gefelt,  
 Hätt' nicht ein großer Heil'ger mit fünf Wunden  
 Sie wieder hergestellt.

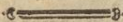
Und hält dich gleich ein Wolk, das durch sein Stinken  
 Berühmt ist, nicht für rein:  
 So weicht man doch um Ostern deine Schinken  
 Für Christenmägen ein.

Und sind gleich deine groben Vorsten nimmer  
 Von Schmutz und Koth befreit:  
 So danken wir doch eben diesen immer  
 All unsere Reinlichkeit.

Dein köstlich Fleisch nimmt ohne viel Beschwerde  
 Beim schlechten Futter zu:  
 Der Mensch verschlingt den Fünftelsaft der Erde,  
 Und nützt er so, wie du?

Sogar dein Speck kann uns in manchem Stücke  
 Von großem Nutzen seyn,  
 D würde doch so mancher, der vom Glücke  
 Sich mästen läßt ein — Schwein!

Blumauer.



---

 Eine Geister = Geschichte.

Manchen meiner Leser ersuche ich, bevor er über die Aufschrift lache, die Geschäfte selbst zu lesen — Ich bitte, sich an manches Buch zu erinnern, dessen Titel ihn täuschte — Ich kann ohnehin nicht an Leser von einer Gattung, sondern ich muß auf mehrere denken. Gespenster- und Geister- Geschichten waren bis 1787. ein ganz artiger, einschmeichelnder Artikel für Gros und Klein, für Alt und Jung, werdens 1788. u. s. w. noch seyn zur Vielfältigung frommer Wünsche — Rathfamer ist daher wohl, wenn man bei dem Schleichhandel mit diesem Artikel durch die Finger sieht — Wenn man Unkraut ausrotten will, darf man sich nicht auf der Oberfläche blos beschäftigen, Anne, ruft der Landmann, gieb wohl Acht auf die Wurzelnchen! —

An einem schwülen Sommerabende, erzählte ein altes Mütterchen einem Neugierigen, saßen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfs L — r. Sie tranken bis die Glocke eilse schlug, und schwazten in dieser den Geistern geweihten Stunde, ganz natürlich von Kobolden und Gespenstern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedient hatte, machte den Ungläubigen, spottete über jedes Histörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geister

und Kobolde nur eine Erfindung der alten Weiber wären. Wenn du denn so gar viel Courage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch jetzt auf unsern Kirchhof, und hole das Todengerippe her, das in der Halle steht. Thust du's, setzte Jakob hinzu, so will ich dich für den muthigsten Kerl im ganzen Dorfe halten, an keine Geister glauben, und die obendrein einen neuen Thaler schenken.

Der Ungläubige keng an zu wanken, und gestund, daß er zwar nichts fürchte, aber auch nicht freveln wolle.

Gebt den Thaler her, ich hols, rief des Wirthes Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Gespräch zuhörte. Alle erstaunten über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu bezahlen. Rätchen sprang fort, und setzte in wenig Minuten das Skelet an den Tisch der erschrocknen Bauern.

Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweiten Thaler, wenn sie es geschwind wieder fortrüge. Rätchen nahm den Thaler, hufte das Gerippe wieder auf, und eilte damit nach der Halle zu.

Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie versuchte es mit Gewalt, aber auch so gelang es nicht. Sie bebte und war einer Ohnmacht sehr nahe.

Skelet. Ich lasse dich nicht! schallt' es dumpf und düster in Rätchens Ohren.

Kätchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, steh mir bei!

Skelet. (Mit noch ernstlicher Stimme.) Ich lasse dich nicht!

Kätchen. Ihr Heilige! erbarmt euch meiner!

Skelet. (Aeuserst gräßlich.) Ich lasse dich nicht, bis du meine Bitte erfüllst!

Kätchen. (Zitternd und bebend.) Was soll ich thun?

Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirst du ein offenes Gewölbe erblicken; geh durch die offene Thür desselben, bis du zu einem schwarz gekleideten Frauenzimmer kommst. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willst du's thun?

Kätchen. Ich will!

Das Skelet ließ sie nun los, sie wollte fliehen, aber straks hing es wieder an ihrem Halse, und drohte sie zu erwürgen. Kätchen gelobte aufs neue und ging nun wirklich in die Kirche. Mit größter Angst näherte sie sich dem Gewölbe. Der Eintritt war düster und dunkel. Weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte, und, am Ende das beschriebene Frauenzimmer in einem großen Buche lesend fand. Bläß war ihr Gesicht, ihr langes blondes Haar hing zerstreut über ihren ganzen Körper; und bedekte an der linken Brust nur halb eine tiefe Wunde, aus der rosinfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunter strömte. Kätchen warf sich vor ihr nieder. Verzeih, rief sie stammelnd, dem Todengerippe, das draussen an der Halle steht,

und mich zu dir sendet. Langsam und traurig wandte nun die Lesende ihr Gesicht gegen Rätchen, schüttelte dreimal mit dem Kopfe, und winkte ihr sich zu entfernen. Rätchen sprang aus dem Gewölbe, und wollte eiligst durch die Halle, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Skelet. Sie hat mir nicht vergeben, ich weiß es: Aber der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, siehe. Bitte für dich, für dein Leben! Denn kömmt du unerhört zurück, so pake ich dich bei den Haaren, und schleudre dich an die Wand, daß das Gehirn in die Eke sprüht, und von deinem Frevel noch 40 Menschenalter mit Schauern erzählen.

Wehr tod als lebendig schlich Rätchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bat nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorhin zmal mit dem Kopfe.

Rätchen. O so verzeih ihm wenigstens um meinwillen! Er wird mich ermorden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du hast gewis auch gelebt, weißt was Jugend ist, und Jugend unternimmt. Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm.

Der Geist senkzte, schüttelte wieder zmal mit dem Kopfe und las weiter.

Rätchen. Grausame, wenn dir mein Leben, mein Tod so gleichgiltig ist, so kann es dir, die du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht annehm seyn, daß der Barbar mit mir ein Kind tödet,

das ich allen Menschen verborgen, unter meinem Herzen trage, und dessen Geburtsstunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter wärest, je ihre Liebe zu einem Kinde kanntest, so verzeih ihm um des armen Wärmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das jetzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, schlug freudig das Buch zu, löschte die Lampe aus, und verschwand, indem sie Rätchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte.

Diese stand in dem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, sahe, wie das Skelet ebenfalls zusammen stürzte, und kam noch diese Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geisterbanter nannte, der lange lebte, in allen seinen Unternehmungen glücklich war, und als Minister am Hofe zu . . . starb.

Das Märchen der Alten, spricht der Aufbewahrer, gefiel mir. Ich hörte ihre Betheurungen, daß dieß alles so wahr wäre, wie das Evangelium, weil es mit schönen Worten an der Wand der Halle noch zu lesen, mit Gedult an, und dachte nur nach: wie und warum ein Bauer oder Mönch diese für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie gewesen war. Beim Eintritt in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sahe maschinemäßig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über dessen Haupte



folgende Inschrift zu lesen war: *Zihr stunde in natura das Tottengeripe ynes uralden attelichen Hieters. Es wurde dreimale beertigt und am dritten Tage druf stunte es wieter uf diesem Ploze. Ana Catharina Reicherin erlöfete es in der St. Johannis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiere. Anno Christi 1627. Gott sie seiner und oler christglubichen Sehlen genatig und barmherzlich. I. N. R. I.*

Diese Inschrift erreate meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann bekannt, ich konnte also eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort erwarten. Es geht ihnen, wie mir, sagte er lächelnd: Auch mir gefiel das Märchen, als ichs zum erstenmale erzählen hörte: Ich glaube aber die Wahrheit oder wenigstens die veranlassende Geschichte entdeckt zu haben. Ich bat ihn sie mir zu erzählen. Sie können sie selbst lesen, sagte er, und holte aus seiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unserm seel. Herrn sein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchsuchen, weil sein 2ter Sohn teutscher Herr werden sollte, wo bekanntlich die Ahnen genau bewiesen und geprüft werden müssen.

Unter andern fand ich auch diese Geschichte. Es thut mir leid, daß ich sie nicht wörtlich kopirte, dazumal stach mir aber auch die Autorschaft in die Augen, und fleidete sie nach meiner Art ein. Als ich älter und geschelter wurde, dachte ich wohl, daß

Daß es dem Leser angenehmer wäre, sie in den altzeitlichen, possierlichen Ausdrücken zu lesen, aber da war schon vor 12 J. das Schloß, und mit diesem auch das Archiv abgebrannt. Sie können's ganz behalten, können's vielleicht eher und besser benutzen, als ich. Nur bitt ich die Namen der Familien zu verschweigen, weil sie noch vorhanden sind. Ich laß hernach folgendes.

Im Jahr 1362. gebar Margaretha von \* \* ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild, und folglich ein Muster von Schönheit war. Damals schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen. Margaretha saß oft in dieser lebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde die nahe an der ritterlichen Weste stand. Eine Wahrsagerin oder Zigeunerin ging einst vorüber: Edle Frau, gieb mir eine Gabe.

Du sollst sie reichlich erhalten, wenn du mir das Schickal dieses Kindes enthüllst.

Die Wahrsagerin guckte lange in des Kindes Hand und sagte endlich: In vieler tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümperin. Allen Ansehn nach wird deine Tochter sehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinaus läuft, ist in der Mitte zerissen. Soll ich der Länge der Linie trauen, so wird sie länger leben, als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, so wird sie früher sterben, als du und ich, und ich

Z. B. 1789.

Ⓒ

und du. Kurz, sie wird sterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebären, aber ein Knabe wird sie in das größte Elend stürzen, und ein anderer Knabe sie aus der größten Noth erlösen.

Margaretha bezahlte diesen Unsinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemal. Benno, so hieß der Alte, ließ diese merkwürdige Weissagung von einem gelehrten Mönch aufzeichnen, und verwahrte sie in dem vergoldeten Kästchen, das ihm ein Ritter der alten Minne, aus dem gelobten Lande, mitgebracht hatte. Johanna wurde nun größer, immer schöner, und theilte schon als ein Mädchen von 12 Jahren auf einem Turniere den Preis aus. Ubald war der Sieger, sah diese aufblühende Rose, und liebte sie beftig. Er war ein schlanker, schöner Ritter, besaß feste Schlösser, viele Reisige, Knechte, und eine große Anzahl Leibeigener. Mit allem Prunke damaliger Zeiten umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Benno's Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattin noch zu jung, sprach der Vater, das weißt und siehst du selbst; aber sollte ich einen Gemal für sie suchen, so würde die Wahl dich treffen. Willst du noch 5 Jahre warten, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Deine Tochter ist ein Schatz, erwiederte Ubald, auf die ich nicht 5, sondern 10 Jahre haren will. Doch ist sie schon in dem Alter, in welchem sie sagen und unterscheiden kann, ob ihr ein Gesicht wie das meinige, gefällt? Laß mich also heute

und morgen mit ihr reden, und frage sie dank:  
Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an. Der Erfolg krönte auch seinen, und Ubalds Wunsch. Ubald wurde von ihr wieder mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Er hörte gleich anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze; Ubald ward bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf. Bei ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundshauptmann erwählt. Viele Liebe gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte fürchten ihn sehr.

Schon war das 5te Jahr seines Harrens halb verfloßen, schon machte er auf seiner Feste Anstalt, seine Braut anständig zu bewillkommen, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnisfeste, zum Turnier ein: als der Ruf in der Gegend erscholl, daß der Graf Eberhard \*) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen halten, und zum ersten Preise einen ganz verguldeten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische las ich mich von euch zum Altar führen, sagte Johanna im Scherz zu ihrem Ritter, der ihr dies erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernst nahm; aber es war zu

\*) Sein Geschlechtsname stand selbst im Originale nicht.

spät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen an bestimmten Tag zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfin den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um den übrigen zu empfangen. Zerstreut hing sein gelbes krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte in der Luft. Schweiß floss in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes feuriges Auge schoss Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafenstochter, ehe sie dies schöne, äußerst reizende Gesicht wieder bedeckte.

Sie fragte nach seinem Namen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben.

Am Abend fand sie der Vater in Thränen. An einem so festlichen, ihr so ruhmwürdigen Tage, seine Agnes in Thränen zu finden, setzte den Vater in das größte Erstaunen. Ohne viele Mühe erfuhr er die Ursache.

Ubald, der tapfere, der schöne Ritter, erregte diese Thränen, weil sie während des Turniers bemerkt hatte, daß er das Bild, die Farbe einer andern trage, und folglich für sie verlohren wäre, da sie ihm doch mit der unnenbarsten Liebe zugethan sei.

Lange hatte der Graf zu thun, bis er den Thränen seiner Tochter Einhalt thun konnte. Er gestand ihr, wie er selbst schon an die Vortheile gedacht,

die aus ihrer Verbindung mit Ubalde erwachsen würden.

Er besitzt viele Schlösser und Befestigungen, stammt von der Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren wird.

Mit dem Troste, daß Ubalde selbst kommen, und um ihre Gunst stehen würde, verließ er sie, um Ubaldens Gesinnung zu erforschen.

Unterdessen der Graf mit seiner Tochter sprach, lag Ubalde, obgleich müde und matt von seinen heutigen Thaten, schlaflos auf dem gastfreien Lager des Grafen. Agnes, die schöne Agnes schwebte ihm gleich einer Gottheit vor seinen Augen. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen, das — was soll ich seine schändliche Untreue länger verhehlen? — voll Liebe für sie war. Johanna war jetzt ein gutes liebes Mädchen, mit der er zwar Mitleiden hatte, aber mehr fühlte er auch nicht für sie.

Seine Untreue wußte er aufs beste zu entschuldigen, und das dem Erwachen nahe Gewissen wieder einzuschlummern.

Am andern Morgen nutzte der Graf die Gelegenheit, mit Ubalde allein zu sprechen. Ubalde gestand ihm, daß er der glücklichste Sterbliche seyn würde, wenn er sich nur entfernte Hoffnung auf Agnesen machen dürfte. Sie soll dein seyn, sprach der Graf, denn du bist ihrer würdig. Komm jetzt zu meiner

Tochter, laß uns hören, ob sie eben so, wie ich, denkt.

Beider Liebe war zu heftig, Zeit der Verstellung zu lassen, und das gegentheilige erfreuliche Gesändnis zu verzögern. Die abreisenden Ritter nahmen schon die Neuigkeit von beider Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlicheren Turniere mit sich. Ubalde blieb noch einige Tage, zog dann nach seiner Beste, um bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlassene, ganz vergessene Johanna harrete unterdessen sehnlich auf seine Ankunft. Mit Fasten und Beten für ihres Ubalds Wohl feierte sie den Tag seines Turniers. Zwei Tage wartete sie an der Heerstraße vergebens auf ihn, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Staubwolken, die von einem Trupp rückgehender Ritter erregt, ließen ihr den Boten, den die Mutter nach ihr abgeschickt, allein zurückkehren.

Ihr Ubalde war nicht unter ihnen, Nachrichten aber von ihm erhielt sie, die sie dem Tode nähern machte — sie erfuhr seine niederträchtige Treulosigkeit. Fruchtlos war jedes väterliche und mütterliche Trostwort, sie weinte, jammerte, weckte hin, wie die vom Wurm benagte Rose. Der Schmerz seines Einzigen geliebten Kindes wafnete die kraftlosen Glieder des Vaters, Venno zog hin auf Ubalds Burg, um Rechenschaft für seine Johanna zu fordern. Aber die Wächter ließen ihn nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graufopfs.

Ruth und Rache schäumend ritt der alte Benno nach Hause, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feiern, so wartete er, nur von zweien seiner Knechte begleitet, an einem Scheidewege des Kommen- den. Ubald zog bald darauf mit einem Trosse von 200 Pferden bei ihm vorbei.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenfester Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe deiner spotten, dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe und gieb Red und Antwort!

Ubald. (Stand.)

Benno. Johanna ist meine Tochter! Ich fodre in ihrem Namen Rechenschaft von dir!

Ubald. Ich streite nicht mit Greisen.

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave, stehe und rechte!

Ubald. So seys! Wie willst du streiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie stiegen vom Pferde, schnallten ihre Harnische ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch seines Beleidigers Schwert.

Ubald jammerte sehr. Ich wollte, sagte er, daß mich Johanna vergessen, nicht aber, daß sie mich suchen sollte. Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beiden Knechte, und zog mit des Greises Blut besprützt zur Hochzeit.

Ubalds Hochzeitfest erschien. Er und Agnese schwammen in Wonne, im Gefühl der nahen



Glückseligkeit. Sie zogen im größten Jubel nach der Kirche. Der Zug ging bei Johannes armseliger Wohnung vorbei. Johanna hatte erst neun Tage nach ihres Vaters Tode den Namen des Mörderers von einem Schildknappen erfahren. Noch an demselben Tage nahm sie ein Pferd und entfloh ihrer Mutter, hin nach des Grafens Burg. Dort zog sie in die Hütte einer armen Frau, vor der jetzt der freudige Zug vorüber gieng, welchem sie, die Einzige im Trauerkleide, folgte.

Die Verlobten traten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammelten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, wortbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerte nach ihm, Ubald wande sich, und ihm unbeschädigend fuhr der Stoß unter dem Arm durch.

Hingerissen von Erstaunen, erschrocken für der nahen Gefahr, taumelte er einige Schritte zurück, Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeth dir, ich kanns nicht! schrie sie, kehrte die Spitze des Schwerds schnell gegen sich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwert fuhr ihr durchs Herz, sie sank todt nieder.

Gemurmel und Lärm folgte auf die Todensille, die bisher herrschte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Priester floh, und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds

Seite, der da stand, ohne zu wissen, was vorging. Zwei Stunden darnach, sah man ihn aus der Kirche wandern, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nimmer; denn nach den Gesetzen der Ritterschaft war er mit einer Schande bedeckt, die er nicht abwaschen konnte.

Johannens Leichnam wurde der Mutter zugesandt, Agnese nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers, als Lebthigin im Geruche der Heiligen.

Die arme äußerst gekränkte Margaretha sandte in alle Eken Boten nach ihrer verlohrenen Tochter aus, alle kamen aber ohne tröstende Nachricht zurück. Am Sterbetage ihrer Tochter schief sie ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust. Mutter, sagte sie traurig zu ihr, ich bin todt, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, bestattet ihn im Todengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin höchst unglücklich! Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todengewölbe dessen Niegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen könnt, werd ich Tag und Nacht traurig sitzen! Tag und Nacht den Psalmisten lesen, Tag und Nacht auf Erlösung harren, und nie erlöset werden. — Nie? schrie Margaretha im Traume, das wäre schrecklich.

So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald wird nach einigen Jahren auch in Neue fallen. Sein

Skelet wird nach des Verhängnisses Schluß vor die Thüre meines Begräbnißes zu stehen kommen. Ich so lange schmachten und lesen, Er so lange stehen und harren, bis ein noch nie gebornes Kind für ihn bei mir bittet. Wird, kann dies je geschehen? Und doch glimmt noch Hoffnung in meiner Brust! O betet für mich!

Sie verschwand, Margaretha erwachte und sah am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todengewölbe beerdigen, die Thüre auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustin Bornertius, ein parfüßer Mönch, versichert, daß er diese Stiftungsmesse selbst 15 Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beim Anfange der Messe jedesmal die Gewölbthür aufgethan, und mit dem Ite, missa est! wieder von sich selbst geschlossen hätte. Er und viele andere Priester, sahen dies Wunder, aber die Laien sahen es nicht.

Nach zehen Jahren kamen einige fremde Reisige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, sagten sie, ihr könnt uns wohl am besten sagen: wo eurer Tochter Grab ist? Sie erzählten dann, daß sie Ubalds Reisige wären, der nach Johannens That ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen gefallen, und im Todeskampfe noch verlangt, daß sie seine Gebeine nach Deutschland führen, und an seiner Johanna Seite beerdigen sollten.

Ein griechischer Arzt hätte ihn auf ihr Verlangen skeletisirt. Da sie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröffnet werden könne, setzten sie das Skelet, welches sie in einem Sak bei sich führten, zusammen, und stellten es neben die Thür. Wenn nun, sagt der Geschichtschreiber, das Gewölbe bei der Messe sich öffnete, wandte sich auch das Skelet, und sahe traurig hinein.

\* \* \*

Jedem meiner Leser steht jetzt frei, seine Glossen zu machen. Darf ich meine unvorgreifliche Meinung sagen? Trennt man Wahrsagung und Traum ab, so sehe ich nicht ein, warum man sie nicht als geschehen annehmen könne. Sie ist freilich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, ein wenig aber die Augen ausgewischt, unterscheidet man leicht das Wahrscheinliche von dem Unwahrscheinlichen, welches er einzuweben für gut fand — zudem wurde die Geschichte in einem Familien-Archive aufbewahrt. Warum sollte man zweifeln, daß es in jenen Zeiten nicht auch Ungetreue gegeben? Unentweihete Liebe blühte ehemals öfterer, in unentwerteten Körpern, sie war heftiger, brach bei Verletzung in größere Raserei aus, und — in Johannens Thaten finde ich so viel Unwahrscheinliches nicht, immer in Hinsicht auf jene Zeiten.

Aus allem geht hervor und ist bewiesen, daß eine wahre Geschichte zum Grunde dieser unterhaltenden Gespenstergeschichte liegt, die den

mehreren Lesern gefallen wird, und das war meine Absicht, weswegen ich sie hier aufnahm.

(Aus Uhu- und Geistergeschichte Th. 1.)

### Geschwinde Löschung eines brennenden Schornsteins.

Bei Entzündung eines Rauchfanges, entzünde man eine Handvoll Schwefelsträden oder Gebinde von 1 bis 2 Pfunden, grade dem Brande. Der saure Dampf des Schwefels erstiftet die Flamme. Billig sollten alle Schornsteine in der Stadt mit einer Blechklappe, die ein Gelenk hat, den Schornstein in der Höhe dicht ausfüllet, und am langen Drahte aufgezogen werden kann, versehen seyn; da das Gewitter nach der Zugluft und dem Rauche hinzieht, und ein im Schornstein entstandenes Feuer durch die Klappe sogleich gehemmt werden kann. Sonst löschet auch ein Flintenschuß das Feuer im Schornstein.

### Mittel, das Holzwerk wider die Würmer zu sichern.

Man bestreiche das fertige Holz mit einer Beize von grünen Wallnusschaalen, so man mit etwas Alaun abgekocht hat. Nach der Trocknung wird es

mit Schweineschmalz, mittelst eines Wollenlappens,  
stark gerieben.

(Hallens Magie.)

### Nützliche Anwendung der wilden Kastanien.

Man weiß aus Versuchen, daß diese ansehnliche,  
ungenuzte Früchte nach fünf Aufgüssen von Fluß-  
wasser, deren jeder etliche Tage dauern muß, alle  
Bitterkeit ablegen, und, weil ihr Mehl nunmehr  
süßer, dasselbe unter das Futter des Geflügels und  
der Schweine zerhackt werden können. Ausserdem  
geben getrocknete und von der Schaale entblößte  
Kastanien zerstampft und in Wasser geschüttet, ein  
gutes Seifenwasser, um darinnen die Leinwand wie  
mit Seife rein zu waschen.

Die Ziegen fressen begierig die Blätter dieses früh  
ausschlagenden und schön blühenden Baums, der  
ein geschwinde und gutes Bauholz trägt.

Die Früchte giebt man dem Vieh allein oder mit  
Kohlblättern und Feldrüben zugleich, und man hat  
in Sachsen nicht nur das Fleisch von einem solchen  
Mastvieh wohltschmekend, sondern auch aus der Er-  
fahrung gefunden, daß dergleichen Vieh von der  
Seuche der Nachbarschaft befreit geblieben, und  
daß die Melkkühe davon im Winter mehr Milch  
geben.

(Hallens Magie.)

---

## Johann Joseph Püre! unschuldig hingerichtet.

Ich erzähle hier eine Geschichte, die, ob sie sich gleich in Frankreich zutrug, auch für Teutsche belehrend seyn kann. Man findet in dieser Geschichte, wie ein unglückliches Schicksal einen Menschen zu einem blutigen Opfer der Gerechtigkeit machte, dessen größter Fehler in dem Aar zu hohen innigen Gefühl für Tugend und Religion bestand. Seine Asche mag jedem Richter ein Denkmal des Entsetzens seyn!

Johann Joseph Püre, stand unter dem Kavallerieregiment des Königs; seine gute Aufführung und sein Muth erwarben ihm die Achtung seiner Obern, und die Liebe seiner Kameraden.

Im Jahr 1778. gieng er von Strasburg, wo sein Regiment lag, nach Laon, (liegt in der Picardie) seinem Geburtsort, auf Urlaub.

Ludwig Lelye, Plinche, le Blanc und Michel, ebenfalls Soldaten und seine Landsleute, waren mit von der Partie, und alle in der Absicht, ihre Familie zu besuchen.

Die Familie des Joseph nahm ihn zärtlich auf, und das Haus seines Bruders ward zu seinem eigenen. Dieser, Namens Johann Niklas Püre, war

ein Gärtner, und lebte glücklich von der Frucht seiner Arbeit bei einem geringen doch nothdürftigen Einkommen.

Zwischen diesen beiden Brüdern und der Frau des Gärtners, Marien Elisabeth Pilley, herrschte das genaueste Einverständnis, so daß auch diese Familie für eine Wohnung der Eintracht und Redlichkeit gehalten wurde.

Joseph hatte ein offenes und redliches Gemüth, das grade dem Ludwig Lelye, seinem Dienst- und Reisegefährten entgegen war. Wilde Neigungen, lasterhafte, durch verschiedene Treulosigkeiten erkannte Gewohnheiten machten des letztern seinen Umgang fürchtend, und hatten ihn mit Grund verdächtig gemacht.

Am 16ten August 1778. begegnet Lelye den Joseph außerhalb der Stadt. Joseph war ausgegangen, um in einem Weinberge seines Bruders Trauben zu pflücken. Lelye bietet sich ihm zur Begleitung an: beide gehen nach den Weinberg, der auf der Anhöhe vor Laon nicht weit von einem Hügel la Valise genannt, liegt.

Während daß sie zwischen den Weinstöcken gehen, und Trauben suchen, kommen sie von einander; Lelye läßt seinen Kameraden in voller Beschäftigung, und wendet seine Schritte nach der ihm gerade entgegengesetzten Richtung ihrer Ankunft. Kurz darauf wird der Bösewicht den Niklas Düre von fernem gewahr, der nach seinem Weinberge sehen will.



Er fällt ihn an, schleipt ihn fluchend nach einer nah gelegenen Höle, stößt ihm zu wiederholten malen ein Messer in die Brust, schneidet ihm die Gurgel ab, und raubt ihm seine Schuhspalten, Kniebänder, Knöpfe, und silberne Schnupftobaksdose. Hierauf verläßt der Mörder den Leichnam und nimmt die Flucht.

Unterdesen kehrt Joseph, da er seinen abscheulichen Begleiter aus dem Gesichte verloren hat, nach Laon zurück, und bringt seiner Schwägerin einige Weintrauben mit. Durch einen Zufall hatte er sich beim Weinabschneiden mit seinem Messer die Hand verwundet; mit dieser Hand in einem Schnupftuch gewickelt, kömmt er zu Haus an, man fragt ihn, ob er den Niklas gesehen habe? Er antwortet, daß, da er einen andern Küßweg genommen habe, ihm nicht einmal der Lelye, mit dem er im Weinberge gewesen, begegnet sey. Inzwischen entstehen Besorgnisse über die Abwesenheit des Gärtners, vergebens sucht man ihn im Weinberge; endlich am Abend wird der blutige Leichnam gefunden.

Dieser Anblick erweckt sowohl Verdacht, als Mitleiden; sie laufen wechselsweise auf die beiden Reiter. Die verwundete Hand schien bei einigen die Hand des Brudermörders, man untersucht sie, und erkennt daran das Zeichen eines sehr natürlichen Zufalls. Die gute Gemüthsart des Josephs befreit ihn vollends von allem Verdacht, und man sieht nun den Ludwig Lelye für den gewissen Mörder an.

Die

Die erste Untersuchung bestätiaet dieses Urtheil. Verschiedene Zeugen hatten den Joseph in großer Entfernung vom Morde gesehen, und auf dem grade entgegen gesetzten Weg; ihre Aussagen, die Beschichtigung von Josephs Hand, die Wahrheit seines Schmerzes und sein Biedersinn brachten den Richter auf die Spur des wahren Verbrechers. Man entdeckte ihn, setzte ihn fest, und fand noch die Beweise seines Verbrechens, die geraubten Sachen bei ihm. Der Elende, also ein germaffen beim Verbrechen selbst gefangen, gestand es bei den ersten Fragen, und ward zum Tode verurtheilt. Allein obgleich der unglückliche Joseph Püre nach Gesez und Vernunft vom Richter freigesprochen war, blieb er doch immer in den Augen des tummen Pöbels zum wenigsten verdächtig.

Das eben so weise als menschliche Criminalgericht zu Laon verfügte daher durch einen Befehl vom 22. August die persönliche Erscheinung des Josephs.

Das Gericht um sich außer aller Verantwortung zu setzen, gab dem Beleidigten die gehörigen Mittel an die Hand, sich gesetzlich zu rechtfertigen, ohne ihn zur Verhaft zu ziehen, und ohne ihn für schwer beschuldigt zu halten. Wenigstens war dies der Zweck eines eben so unsträflichen, als erleuchteten Criminalrichters, der nie an der Unschuld des Josephs gezweifelt hatte, und, wäre ihm die Untersuchung nicht abgenommen worden, würde man den

Gerichtshöfen eine neue Mühe, und der Menschheit einen Schimpf erspart haben.

Bereit seine Aufführung zu vertheidigen, kam Joseph zu seinem Regiment zurück. Er fand die alte Achtung und das Mitleiden seiner Kameraden wieder, ja sein Unglück hatte sie noch wärmer und inniger gemacht. Seine Obern wetteiferten, ihm die besten und ehrenvollsten Zeugnisse zu geben.

Ganz unvermuthet erschien am 31. Mai, 1779. auf eine Eingabe des Generalfiskals, ein Befehl des Parlements zu Paris, wornach das Erkenntnis zu Laon vom 22. Aug. 1778. kassirt, und befohlen wurde:

Den Joseph Püre und Ludwig Telye, in Verhaft zu nehmen, und unter einer guten und sichern Wache nach Laon auf der Burg abzuliefern, und sodann vom Hofe die fernern zu ergreifenden Maaßregeln zu erwarten.

Die Freunde des Josephs, sein Rittmeister, seine Beschützer, über diese gewaltsame Begegnungen bestürzt, rathen ihm zu flüchten, aber vergebens. Dieser Soldat, stolz und gestützt auf seine Unschuld, und schon bei dem Gedanken erröthend, daß er durch seine Flucht einen Verdacht wider sich erregen würde, stellte sich dem Tode mutbig entgegen. Er glaubte, daß die Gesetze über Rechtschaffenheit sowohl, als über Verbrechen wachen, daß ihre Diener die Vertheidiger eines Angeklagten, und die Vertreter seiner Rechtfertigung wären.

Die Untersuchung war also ungeachtet man weder der Beweise, noch einige andere Aufklärungen in dieser Sache hatte, wider den Joseph fortgesetzt. Lelye, sey es nun aus Rache gegen seinen Mitbeschuldigten, oder die Hoffnung, auf dessen Unkosten sich zu entzündigen, widerrief sein voriges Eingeständnis, und klagte den Joseph des Brudermordes an.

Dies gab zu verschiedenen Untersuchungen Anlaß, wodurch doch nichts weniger als die Aufklärung der Wahrheit bewirkt wurde, blos eine Menge Formlichkeiten wurden beobachtet. Auf eine Vorstellung des Generalfiskals Ioly de Fleury gab das Kriminalgericht zu Paris durch ein Rescript vom 6ten Aug. dem Gerichte zu Laon Gewalt, wider alle diejenigen, bei denen man nur einige Wissenschaft von der Ermordung des Niklas Düre vermuthen könne, eine Untersuchung zu verfügen. Noch an eben dem Tage ward, diesem Befehle zufolge, die Wittve des Niklas Düre zum Verhaft gezogen, fast zu gleicher Zeit angeklagt, inquirirt, und zum Staupenschlag, und Brandmark verurtheilt.

Schreckliches Erkenntnis! Ungerecht war es, sie mochte Mitgehülfin seyn, oder nicht. Bis zum 2ten Sept. häuften sich die Untersuchungen, endlich am 25ten Okt. erschien ein Urtheil, worinne die erste Sentenz bestätigt wurde, die Unschuld des Josephs siegte nochmals, und Lelye blieb der Schuldige. Das gewaltige Schicksal hatte es aber

anders beschloffen. Gefesselt war der Unschuldige mit dem Böfewicht von neuem nach dem Gefängniß gebracht.

Das Parlement zu Paris zog diese Sache, als dahin gehörig zu seiner Untersuchung. In den Augen des Kriminalgerichts wird der von seinen ersten Richtern frei gesprochene brave Joseph ein Brudermörder, durch eine Sentenz vom 4. Dec. 1779. wird Püre als schuldig und überwiesen geachtet, in Gesellschaft des Lelye, den Niklas Püre den Hals abgeschnitten, ihm Messerschnitte in den Leib, und in die Brust gegeben, und ihm seine Effekten geraubt zu haben. Im Gefolge dessen wird er verurtheilt:

Vor der Kirchthüre zu Laon, mit einer Tafel vorn und hinten, worauf das Wort Brudermörder gegraben, Buße zu thun, und sodann auf den Gerichtsplatz geführt, ihm die Hand abgehauen, lebendig gerädert, und sogleich verbrannt zu werden.

Aus Furcht, der Befehl zu dieser Exekution möchte widerrufen werden, ward er beschleunigt.

Durch eine Folge des Unsinns, der in dieser ganzen Untersuchung geherrscht hatte, befolgte man nicht den Gebrauch, nach welchem der geringere Verbrecher zuerst hingerichtet wird; als Brudermörder mußte Joseph zuerst sterben; Lelye ward erst achtzehn Tage nachher, den 2ten Januar 1780. dem Henker übergeben. Man schildere sich das Entsetzen der Richter, und stelle sich das

verschiedene Gefühl der Zuschauer vor, als dieser Elende in dem Augenblick seiner Hinrichtung vor dem Gericht und seinen Freunden um Verzeihung bat, gestand, daß er diesen Leztern durch eine falsche Angabe getödet, und daß er den Niklas Püre allein — er allein ermordet hätte. Er ließ sich an die Stelle, wo das Verbrechen verübt worden, führen, und zeigte zur Bestürzung der Richter, die Unmöglichkeit einen Mitverbrecher gehabt haben zu können, sezt dadurch die Unschuld des Püre ans Licht, und nöthigt das Gericht, sich selbst desjenigen Verbrechens schuldig zu erkennen, welches es an ihm eben bestrafen will.

---

### Sonderbare Gesinnungen im Tode.

Ich pflege überaus gerne auf die Handlungen der Menschen im niedrigsten Stande Achtung zu geben. Sie handeln weit gerader, als andere von feineren Sitten, wenigstens mit minderem Ehrgeiz und Verstellung. Dabei kann die simple Menschheit besser beobachten.

In der Stadt, wo ich wohne, hat sich folgende wahre Geschichte zugetragen, die ich erst erzählen will, ehe ich Anmerkungen mache.

Eine Zeugmacherfrau hatte eine geraume Zeit krank gelegen. Wie man nachher erfahren, hatte sie mit dem Manne eben nicht sehr einig und friedfertig gelebt. Beides aber arme Leute, die kaum das Brod verdienen konnten.

Als die Frau merkt, daß sie bald sterben wird, läßt sie den Mann zu sich kommen, und bittet ihn dringend, ihr die letzte Bitte nicht abzuschlagen, welche darinn bestand, daß er sie so möchte begraben lassen, wie sie da wäre, ohne sie erst wieder ausziehen, abwaschen, und in den Sarg legen zu lassen. Er mußte ihr das mit der Hand versprechen, wenn sie ruhig sterben sollte.

„Ich will mich, setzte sie hinzu, schon selbst abwaschen. Zu dem Ende habe ich dies Glas mit Brantwein bei mir stehen.“

Der Mann versprach ihr alles, und wollte die Nacht bei ihr wachen. Sie wollte es aber nicht zugeben, weil ihr Ende so nahe nicht sei.

Des andern Morgens findet er sie angezogen, und todt im Bette. Hierauf gehet er zum Schreiner, den Sarg zu bestellen, sagt aber, auf einmal könne er ihn nicht bezahlen. Er wäre so arm, daß er auch den Leuten, die ihn brächten, das Trinkgeld nicht bezahlen könne. Er wolle ihn mit seinen Söhnen schon selbst abholen. Deun sie hatten große verbeirathete Kinder.

Der Schreiner war damit zufrieden. Des andern Tags aber kömmt der Mann, nachdem Abends vorher der Sarg abgeholt war, und bezahlt ihn ganz

auf einem Brete, daß sich der Schreiner darob verwunderte.

Bei dieser Gelegenheit ist die Sache mit der Verstorbenen ausgekommen, was sie im Tode für sonderbare Gesinnungen gehabt hatte.

Da nämlich der Mann mit seinen beiden Söhnen die Leiche in den Sarg legen will, müssen sie solche eine Wendeltreppe herunter tragen. Bei der Wendung stößt sich die Mäse ab, und es fällt etwas hartes an die Erde. Sie heben es auf, und es ist ein Beutelschen mit sechs Louisd'or. Der Leib der Verstorbenen kommt ihnen zu hoch vor, und bei der Untersuchung finden sie noch einen Sat mit einigen dreißig Thalern kleiner Münze.

Hier fragt sich es nun: was hat die Frau bewogen, dies alles mit in die Erde zu nehmen, und in dieser Absicht die Bitte an ihren Mann zu thun, sie nicht ausziehen zu lassen.

Die Stadt spricht: es sey aus Neid und Rache gegen ihren Mann geschehen. Diejenigen, die sie gekannt haben, bezeugen: sie habe den Mann schlecht gehalten, und eine sonderbare Gesinnung geäußert: nämlich alle ihre Fehler, die sie gegen den Mann begangen habe, ihm Schuld zu geben, und sich zu beklagen, daß er so mit ihr umgehe, wie sie doch mit ihm umzugehen pflegte.

Wäre das, warum hätte sie selbst vorher so dürftig mitgelebt? Die Rache pflegt sich doch selbst eben nichts zu entziehen. Sie hatte doch Kinder! Warum hat sie es diesen nicht vermacht?



Genug! sie wollte ihren Mammon mit in die andre Welt nehmen. Zu derglei sonderbaren Geinnungen müssen doch eben so sonderbare Absichten vorhanden gewesen seyn.

Ich vermurthe vielmehr, sie habe das Geld auf eine seltsame Art bekommen, die ich mir aber nicht zu bestimmen getraue. Sie hat etwan einmal vor Wiederestattung etwas achbet, und dadurch ih-rem Gewissen einige Ruhe verschaffen wollen. Man kann es sich kaum vorstellen, was dergleichen Leute für Beariffe von der andern Welt, und dem Zustande im Tode haben.

Vielleicht ist es auch aus einer ganz eigenen, und noch unbekanntten Art von Uberglauben geschehen, die ich wohl zu erfahren wünschte.

Der Mensch handelt bis zum Tode verstockt und wunderlich. Eine ganz sonderbare Gesinnung und Absicht muß bei dem allen zum Grunde gelegen haben.

(Aus H. Goetze Allerlei Th. 1.)

### Eine Schrift oder Charaktere durch die Eischeale durchzuzeichnen.

Man nimm scharfen Weinessig auf ein feingemachtes Pulver von Alaun und Galläpfeln, um eine Art von brauner Tinte zu machen. Mit dieser schreibe oder zeichne man auf die Eischeale eines Eies. Wenn diezüge daran eingetrocknet

sind, so lege man das Ei in scharfes Salzwasser oder starken Essig vier Tage lang. Dies macht, daß die Züge verschwinden, weil der Essig die Erde der Eischale mit einer Menge von Schaum auflöst, und bloß einen Schleim übrig läßt. um nun die geheime Schrift zu lesen, so lasse man das Ei kochen; mit Vergnügen wird man sehen, wie sich die Schrift in das harte Eiweiß eingegraben hat.

Sollte mir manches liebende Paar, das vielleicht unterm Druck seufzt, nicht Dank für dies artige Mittel wissen, sich unvermerkt zu unterhalten? Auch nach Landesitte könn'ts ein Oherei abgeben, — Nicht minder angenehm wird manchem folgende Entdeckung seyn:

Namenszüge ohne alle Farbe auf Aepfel, Pfirsichen u. s. w. zu malen.

Wenn diese und dergleichen Früchte ihre halbe Größe am Baum erreicht haben, so belege man ihre Sonnenseite mit dem bestimmten Namenszug oder der Chiffre von gerolltem dünnen Wachse, welches die Sonne hindert, diese folirte Stelle roth zu färben. — Ohne Zweifel hätten die verliebten Schäfer Arkadiens alle Aepfel und Birnen ihrer Obstbäume, anstatt Rinden und Kürbisse aufzuritzen, dem Namen ihrer Schönen geweiht, und im Herbst Körbe davon diesen Schönen in die Schürze geschüttet, um sie im künftigen Winter vor dem Kamine denselben mit einem Sinngeächte geschält zu überreichen.

(Aus Hallens Magie.)

Vorschläge wider den Koller der  
Pferde vor einem bespannten Wa-  
gen.

**M**an weiß, wie viele Personen schon ihr Leben bei diesem Zufalle eingebüßt haben. Um sich also in dieser dringenden Gefahr retten zu können, so lasse man den Vorderwagen dergestalt einrichten, daß der Kutscher den Spannagel an einer Kette sogleich heraufziehen kann, damit die Pferde allein davon laufen können, und der Wagen stehen bleibe.

Da ferner ein Pferd nicht mehr Athem holen und davon laufen kann, sobald man seine dünneren Nasenlöcher im Beschlagen zusammen drückt, so könnte diese Zwinge, bei wilden Pferden als ein Zierrath des Nasengeschirres, an jeder Seite Eine, angebracht, und die Feder, so sie regieret, an den Zügelriemen für beständig befestiat werden, den der Kutscher in erforderndem Falle nur scharf anziehen dürfte.

Diese Vorschläge sind alle in Ausübung zu bringen, und dürfen der Beherzigung der Vornehmen und Geringen empfohlen werden. H. Prof. Hallen zu Brandenburg, der so viel artiges in diesem Kalender aus seinen interessanten Schriften liefert, verspricht sich damit viel Gutes zu stiften, und manch' Unglück abzuwenden.

## Ceremonien und Gebräuche in Rußland.

Während unsers Aufenthalts in Petersburg, fährt der berühmte H. Core in seinen Reisen durch Polen, Rußland, Schweden und Dännemark, daraus ich im vorigen Jahrgang schon einige interessante Artikels gezogen, ferner fort zu erzählen, hatten wir einst an einem Sonntage die Ehre, in Gesellschaft des Hrn. Harris, den Fürsten Potemkin zum Erzbischof von Moskau zu begleiten, um einem Gottesdienst in sflavonischer und griechischer Sprache beizuwohnen. Dieser gelehrte Prälat, welcher Plato heißt, nahm uns sehr freundlich auf, und führte uns nach einer kurzen Unterhaltung in die Kirche. Bei seinem Eintritt stimmten die Chorsänger eine kurze Hymne aus dem 113. Psalmen an: Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang derselben, sei der Name des Herrn gepriesen. Sie endeten dieselbe, als der Bischof zu dem Allerheiligsten kam. Dieser sagte erst ein kurzes Gebet, setzte sich dann auf einen mitten in der Kirche stehenden erhabenen Sitz, legte sein gewöhnliches Oberkleid ab, und empfing von den übrigen Priestern, nachdem sie ihm die Hand geküßt hatten, die kostbaren bischöflichen Kirchenkleider. Die Bischöffe haben allein das Recht, sich in

der Mitte der Kirche anzukleiden. Er brachte jedes Stük derselben, ehe er es anzog, an seine Lippen, um das Kreuzzeichen zu küssen, das auf jedem Kleidungsstük gestift ist, und endlich setzte er eine reich mit Perlen und Edelgesteinen verzierte Krone auf sein Haupt. Man versicherte uns, daß diese Kleidung derjenigen ähnlich sei, welche ehemals die griechischen Kaiser in Konstantinopel trugen, und welche sie den höchsten Kirchenhäuptern zur Zeit des Gottesdienstes zu tragen erlaubten. Nachdem der Bischoff ganz angezogen war, begab er sich ins Allerheiligste, und bald nachher fieng er den Gottesdienst an. Ein Theil desselben wurde von verschiedenen Priestern in sflavonischer Sprache gehalten, und ein Theil von dem Erzbischoff selbst, in griechischer Sprache, welche er nach der heutigen griechischen Mundart sprach.

Zufolge den Regeln dieser Kirche, war weder eine Orgel, noch ein anderes musikalisches Instrument zu hören; aber der Kirchengesang, welcher in einigen Hymnen bestand, war sehr schön. Lichter und Weihrauch scheinen eben so wesentliche Theile des Griechischen als Römischkatholischen Gottesdienstes zu seyn.

Gegen das Ende der Gebete begab sich der Erzbischoff und die Priesterschaft in das Allerheiligste, um dort das Abendmahl zu nehmen. Sogleich wurde die große Thüre wieder geschlossen, und kein Laie nahm dazumal Theil an diesem Abendmahl; diese nehmen gewöhnlich nur ein- oder zweimal

des Jahres das Sakrament; wir als Fremde, durften durch eine eigens in dieser Absicht offen gelassne Seitenthüre dieser Zeremonie zusehen. Die Kommunikanten standen aufrecht; nach Landesgebrauch wurde der Wein mit warmen Wasser vermischt; das Brod, welches in kleine Stükchen geschnitten war, wurde in den Wein geworfen, und so ward beides zugleich den Kommunikanten auf einem Löffel gegeben.

Der ganze Gottesdienst hatte ohngefähr eine Stunde gedauert. Nachdem der Erzbischoff den letzten Segen gegeben, setzte er sich wieder in die Mitte der Kirche, zog seinen bischöflichen Ornat aus, und legte seine gewöhnlichen Kleider wieder an. Darauf begleiteten wir ihn in sein Haus, wo wir ein Frühstück aufgesetzt fanden.

Noch einer andern öffentlichen geistlichen Zeremonie wohnten wir bei, nämlich der Wasserweihe, welche den 6ten Januar, (nach der Alten Zeitrechnung, nach unserm Kalender ist es der 17. Januar) vorgenommen ward. Diese Zeremonie wird jetzt auf der Nera verrichtet, wobei der Landesherr in Person auf dem Eis erscheint, und die Garde-Regimenter mit großer Pracht paradiren.

Auf der überfrorenen Oberfläche eines kleinen Kanals zwischen der Admiralität und dem Palast, war ein achteckiger hölzerner Pavillon aufgerichtet: er war grün bemalt, mit Lannenästen geschmückt, an den Seiten offen, und oben mit einer Kupel

bedeckt, die auf acht Pfeilern ruhete. Auf der Höhe stand eine Statue des heil. Johann mit dem Kreuz, und rings herum waren vier Gemälde, welche einige Wunder unsers Heilandes vorstellten. Inwendig war ein geschnitztes Bild des heiligen Geistes aufgehangen, in der Gestalt einer Taube, so wie es in den griechischen Kirchen gewöhnlich ist. Der Fußboden dieses Hauses war mit Tapeten belegt, einen kleinen viereckigten Platz in der Mitte ausgenommen, wo eine Oefnung in das Eis gehauen, und eine Leiter bis in das Wasser hinunter gestellt war. Der Pavillon war mit Pallisaden umsetzt, die ebenfalls mit Tannenreisern geschmückt waren, und der Zwischenraum war auch mit Tapeten belegt. Vor einem Fenster des Palastes war ein mit rothem Tuch verziertes Gerüste erbaut, welches bis an den Kanal reichte. Zur bestimmten Stunde zeigte sich die Kaiserin am Fenster des Palastes; und der Bischoff, welcher das Wasser weihte, ging an der Spitze einer zahlreichen Prozession über das Gerüste hin nach dem Pavillon, um welchen rings herum einige Soldaten von jedem in Petersburg liegenden Regimente zur Wache standen. Nachdem der Bischoff einige wenige Gebete hergesagt hatte, stieg er an der Leiter hinunter, tauchte ein Kreuz in das Wasser, und besprengte dann die Fahnen eines jeden Regiments damit. Nach Verrichtung dieser Ceremonie verließ der Erzbischoff den Platz wieder, und das Volk drängte sich Haufenweise zu den Pavillon, trank mit vielem Eifer aus der

Eisgrube das Wasser, bespangte seine Kleider damit, und trug auch einiges mit sich fort, um seine Häuser damit zu reinigen.

Am 6ten Dez. gab ein Russe, der durch eine vierjährige Pachtung des Brandtwein-Verkaufs sehr reich geworden war, dem Volke ein Fest. Da er seinen Contract auslieferte, veranstaltete er zum Beweise seiner Dankbarkeit für die geringere Volksklasse, durch welche er sich eben bereichert hatte, im Garten des Sommerpalastes ein Fest, das durch Vertheilung vieler Billets durch die ganze Stadt angekündigt ward.

Der Schmaus fing sich um 2 Uhr nach Mittag an. Eine große Halbzirkelförmige Tafel war mit allen Arten von Eswaaren bedeckt, die im größten Ueberflusse vorhanden waren, und in verschiedenen Gestalten auf einander gehäuft lagen: große Schnittten Brod und Kaviar, gedörrte Störe, Karpfen, und andre Fische, lagen in Form von Pyramiden hoch auf einander, und waren mit Krebsen, Zwiebeln, und Häringen umhangen. In andern Gegenden des Gartens waren ganze Reihen von Brandtwein-Fäßchen, und noch größern Fäßern mit Wein, Bier, und Quas gefüllt. Unter den verschiedenen Verzierungen sah ich einen ungeheuren Wallfisch aus Kartenspapier, der mit Luch und reichen Stoffen von außen bedekt, und von innen mit Brodt, gedörrten Fischen, und andern Gattungen von Eswaaren gefüllt war.



Zur Unterhaltung des Volks waren alle Arten von Spiel und Ergölichkeiten vorhanden. Am Ende des Gartens war eine große viereckigte Streife Eises zum Eislaufen. Nahe dabei waren zwei Maschinen, wie unsere Karusel: auf der einen waren 4 Schlitten, und auf der andern 4 Pferde, die samt den darauf sitzenden sehr schnell rings herum gedreht wurden. Daneben waren zween Eishügel. Auch zween Pfähle, jeder ohngefähr 20 Fuß hoch, waren aufgerichtet, auf deren Spitze eine Münze steckte, die demjenigen zu Theil werden sollte, der hinaufflettern, und sie herunter holen würde. Da diese Pfähle mit Del beschmiert waren, welches in dieser kalten Gegend soal ich gefror, so war es außerst mühsam, hinauf zu kommen. Ueberhaupt war das ganze Schauspiel sehr lebhaft und unterhaltend; denn es waren über 40000 Menschen beiderlei Geschlechts bei dieser Gelegenheit versammelt. Kaum daß wir uns aus dem Gewimmel heraus drängen, und ein Lusthaus im Garten erreichen konnten, worinn der Urheber des Festes mit verschiedenen Standespersonen versammelt war, welche mit einem kalten Abendbrod und mancherlei Weinen bedient wurden.

Es war die Veranstaltung getroffen, daß auf das Zeichen einer aufsteigenden Rakette das Volk mit einem Glas Brantwein bedient werden, und bei der Abbrennung einer zweiten zu schmausen anfangen sollte. Allein die Ungedult des Volks kam dem zten Signal zuvor, und in kurzem war der ganze Hause

Hause in Bewegung. Der Wallfisch war der vornehmste Gegenstand ihres Angriffes: in wenigen Minuten war er gänzlich von seinem Puz entkleidet. Sobald sie ihm seine Kleider abgezogen, und die Stücken von reichem Stoff geplündert hatten, zerrissen sie ihn in tausend Stücke, um die Eswaaren zu erhaschen, mit den er ausgestopft war. Der übrige Haufe, welcher nicht Platz genug hatte, den Wallfisch zerstückeln zu helfen, fiel über die Tafeln und Piramiden her, und stopfte mit einer Hand den Mund, mit der andern die Säke voll Eswaaren. Andere machten sich über die Fässer her, und schlurftes mit großen hölzernen Löffeln unaufhörlich Wein, Bier und Brantewein.

Der Lärmen und das Getöse dabei läßt sich leicht begreifen. Der Abend wurde mit einer schönen Beleuchtung des Gartens, und mit einem hübschen Feuerwerk beschloffen.

Allein die Folgen dieses Festes waren sehr traurig. Die Kälte wuchs mit einbrechender Nacht sehr heftig, so daß besoffene Leute erfroren; viele sungen in der Drunkenheit mit einander zu zanken an, und schlugen sich todt; andere wurden auf ihrem späten Rückweg nach Hause geplündert und ermordet. Nach Vergleichung verschiedener Nachrichten konnte man mit Recht schließen, daß wenigstens 400 Personen bei dieser Gelegenheit ihr Leben verloren haben.

## Etwas von den rufischen Bädern.

(Aus eben dieser Reisebeschreibung.)

In einem rufischen Dorfe giengen wir in ein Badhaus, und untersuchten es mit so vieler Aufmerksamkeit, als die darin herrschende unerträgliche Hitze erlaubte. Es war ein hölzernes Gebäude mit einer einzigen Stube und kleinen Fenstern, wie die in den gemeinen Bauerhütten sind. Es befand sich ein altes Weib darin, welche das Bad zubereitete; weil uns aber der heftige Dampf und die Hitze kaum eine Minute lang in der Stube selbst litt, so stellten wir uns an die Thür, und beobachteten den Hergang der Sache. Erst machte sie ein Feuer unter einen Bogen von großen Granitsteinen, der ungefähr vier Fuß hoch war; da diese genugsam erhitzt waren, sprengte sie von Zeit zu Zeit Wasser darauf, welches sogleich in Dampf aufflog. Darauf nahm sie, mittelst zweier Stäbe mehrere glühende Kieselsteine aus dem Feuer, und warf dieselben in einen Wassereimer, welcher dadurch verschiedene Grade von Wärme erhielt. Ungefähr eine Stunde nachher kamen drei Männer in das Bad, zogen ihre Kleider aus, und blieben darin, indessen das alte Weib immer Wasser auf die Steine sprüzte, welches die Stube entseztlich erhitzte. Einige Zeit nachher legten sich die Männer auf eine Art von Tafel; das alte Weib überschmierte

sie mit Seife, und rieb sie dann ganz sachte mit einem Bund Nette, die voll Blätter waren. Die Hitze trieb uns von der Thür weg; aber bald darauf sahen wir die Männer mit ganz hochroth angelaufenem Körper aus der Badhütte hervor, und in den nächsten Bach springen.

Nahe bei dem Juriewschen Kloster zu Nowgorod gingen wir in ein anderes Bad, welches größer und bequemer war, wo wir also einige Zeit bleiben, und alles mit ansehen konnten. Es war ein großes hölzernes Haus, welches, wie das oben beschriebene, nur ein einziges Gemach hatte, und mit einigen Reihen breiter Bänke versehen war, die, wie Stufen, fast bis an die Oberdecke übereinander aufgerichtet waren. In dem Gemach waren ungefähr 20 nackte Personen; einige lagen auf den Bänken, andere saßen, noch andere standen; einige wuschen ihren Leib mit Seife, andere rieben sich selbst mit kleinen Bündeln von Eichenlaub, das wie eine Ruthe zusammen gebunden war; einige schütteten heißes, andere kaltes Wasser über die Köpfe; einige wenige, die vor Hitze beinahe ganz ohnmächtig waren, standen in der freien Luft, oder tauchten sich oft hintereinander in den Fluß Wolchow.

Ich füge hier noch die Erzählung eines sich in Petersburg aufhaltenden Engländers bei, welcher sich zur Erhaltung seiner Gesundheit baden mußte.

„Die Badstube, sagt er, war klein und niedrig, und enthielt eine Erhöhung von großen Steinen, worunter ein Feuer brannte, und zwei breite Bänke,

die eine nahe unten am Boden, und die andere nahe an der Oberdecke. Einiges von Zeit zu Zeit auf die erhitzten Steine gesprüztes Wasser füllte die ganze Stube mit einem heißen und erstikenden Dampf, welcher durch sein Aufsteigen in die Höhe den Obertheil der Stube mehr erhitzte, als den untern. Nachdem ich meine Kleider ausgezogen hatte, legte ich mich auf die obere Bank, indessen das Badweib einige Eimer kaltes und warmes Wasser zurechte machte, und durch Wasseraufsprützen den Dampf immer vermehrte. Sie tauchte ein Büschel Zweige in das heiße Wasser, besprengte mich mehrmalen damit, und rieb endlich mit eben demselben meinen Leib. Ungefähr eine halbe Stunde nachher legte ich mich auf die untere Bank, welche ich viel kühler fand. Nachdem mich das Badweib vom Kopf bis zum Fuß mit Seife überschmiert, mich ungefähr 10 Minuten mit Flannel überrieben, und so viele Güsse warmes Wasser über mich gegossen hatte, bis die Seife ganz weggewaschen war, dann trofnete sie mich endlich mit Handtüchern ab. Da ich meine Kleider in einer ungeheizten Stube anzog, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß die kalte Luft wenig Wirkung auf meinen Körper machte, ob er schon sehr erhitzt war; denn während ich mich anzog, fühlte ich eine glühende Hitze, welche die ganze Nacht durch anhielt. Dieser Umstand überzeugte mich, daß, wenn die Russen aus den Dampfbädern in den Fluß springen, oder sich im Schnee wälzen, ihre Empfindungen so wenig, als auch die Wirkungen davon nicht unangenehm seien. „

Ob man schon die abgehärtete Leibesbeschaffenheit der Russen insgemein den plötzlichen Abwechslungen von Hitze und Kälte in diesen Bädern zuschreibt, so hat sie doch auch noch andere Ursachen. Die Bauern verändern ihre Kleidung, ohne die mindeste Rücksicht auf die Abwechslung der Jahreszeiten: sie tragen am nämlichen Tage nichts als ihre grobe Hemdden und Hosen, oder die wärmste Kleidung. Mit der Gemächlichkeit der Betten sind sie ganz unbekannt, indem sie entweder über ihren Stubendöfen, oder auf dem bloßen Boden schlafen, manchmal in ihren Kleidern, manchmal ganz nakend. Ihre Hütten sind sehr warm, theils weil sovieler Leute darinn zu sammengedrängt sind; theils weil sie dieselben auch mitten im Sommer heizen, so daß es beim Herausgehen ist, als wenn man aus einem warmen Bade in die freie Luft träte. Die Kinder werden nicht zärtlich erzogen, sondern schon von der frühesten Jugend an zu allen Beschwerlichkeiten gewöhnt. Wir kamen selten durch ein Dorf, wo wir nicht einige auf der Straßen herumlaufen, und andere, die noch kaum kriechen konnten, vor den Thüren der Hütten stehen oder liegen sahen; und alle diese hatten selbst in regnichten und frostigen Wetter nichts als ihre Hemdden am Leibe. Auf diese Art werden die Russen an die Abwechslungen von Hitze und Kälte, von Kindheit auf an die rauheste Lebensart gewöhnt.

—————

### Die Verwandlung der rothen Rosen in eine grüne oder weiße Farbe.

Der an eine rothe Rose geblasene Tabakstrauch färbt ihr Blut grün. Eben so wird eine rothe Rose, wenn man sie in Salmiakgeist eintaucht, grün.

So erblaßt eine rothe aufgeblühte Rose, wenn man sie über ein Kohlenbeken hält, in welchem Schwefel brennt; der Schwefeldampf macht sie also bald weiß. Setzet man diese weiße Rose mit dem Stengel ins Wasser, so nimmt selbige nach einigen Stunden ihre erste rothe Farbe wieder an sich.

—————

### Mittel, wider die zerstörende Kohl- raupen der Gärten.

Man besäe das Kohlland rings umher mit Hanf, dessen wilder Geruch vermuthlich die weiße schwarze gefleckte Schmetterlinge abhält, an die Kohlpflanzen Raupeneier zu legen, und vielleicht loket auch der Hanfsaamen, wenn er reifet, eine Menge Vögel herbei, die den Raupen beschwerlich sind. Einige querlen schwarze Seife in Wasser klein, und besprengen Abends und Morgens damit die Bäume

und Krautläder. Wider das Aufkriechen der Raupen aus den benachbarten ungeraupten Gärten, machen einige einen 2 Zoll hohen Ring von ungesponnener Baumwolle um die Stämme, indem die Raupen durch diese Flocken verhindert und verwickelt werden.

(Aus Hallens Magie.)

### Charlotte, das unglückliche Landmädchen.

In einem heitern Herbsttage fühlte ich mich auf einmal so beklemmt und traurig, ein unerklärbares Ahnden entfernter Leiden wirkte so lebhaft auf meine Seele, daß alle Thätigkeit, alle Kraft dahinschwand. Ich eilte in die Natur hinaus, sonst war sie immer die Quelle des Trostes, der Beruhigung für mich, in ihr söhnte ich mich mit dem ganzen menschlichen Geschlecht aus, sie lehrte mich, ganz Bruder seyn. Ich ging so längst den Fluß hinab, ergözte mich an seiner Silberfläche. Blicke dann wieder um mich her, das erkorbne Blatt rauschte unter meinen Füßen, und erinnerte mich an den Herbst, an die Zeit, wo die Natur dahintinkt. Da dacht ich so bei mir selbst: die Natur verblüht, so vielleicht auch Du in einem Augenblick!



Viele sind schon dahingangen, mit denen Du dich freutest, die mit dir die junge Natur keimen, wachsen und blühen, sie dahin welken und sterben sahen; Dieser Gedanke wirkte so lebhaft in mir, daß ich Welt und alles um mich vermaß. Ich stieg so über Berg und Thal, als auf einmal ein dumpfes Geräusch mich aufschreckte, ein Aechzen, ein Gemisch von Trauren und Betrübniß schallte mir entgegen; ich folgte dem Ton, der meine Seele durchdrang. Ich verdoppelte meine Schritte, und kam in eine weite Ebene, zur Rechten das Gestade des Flusses, zur Linken ein sandiger Hügel, auf welchem ein entseelter Körper ruhte. Ein Haufen Menschen von verschiednem Alter, standen mit nassen Augen um denselben, und ein junges Mädchen lag kniend am Hügel, und schluchzte so laut, daß es die Berge wiederhallte. Ein Greiß, auf dessen Scheitel nur noch einzelnes Silberhaar sich krümmte, lebte sein wankendes Haupt an eine Wmme, seine Augen hatten keine Thränen, aber sein stummer, matter, seelenvoller Blick verrieth sein von Jammer gepreßtes Herz. Ich wankte zum Hügel, sahe das kniende Mädchen mit aufgelöstem Haar sich über die kalten Gebeine werfen, um den erkalteten Lippen durch wundervolle Küsse neues Leben einzuhauchen.

Ein junger Mann, der seine Augen schon wund geweint hatte, war es, der mir Aufschluß von diesem traurigen Ausritte gab.

Ich bin der Bruder, waren seine Worte, des entseelten Mädchens. Lotte war der Stolz unserer

Gemeine, sie war so fromm, so gut, so wohlthätig; erquickte den Ermatteten, und stärkte den ohnmächtigen Greis; der Sterbende lächelte bei ihrem Anblick, und die Jugend verschied getrost in ihren Armen. Sie war der Liebling unsers Pfarrers, der ihr Herz bildete, und ihren Verstand mit Kenntnissen bereicherte. Wir waren stolz auf sie, unsre Nachbarn verehrten, und Fremde bewunderten sie, man nannte sie überall die schöne Lilla! Der Tod, den sie sich selbst gab, hat nun ihre Reize vernichtet, Liebe, die gewaltige Macht der Liebe hat ihr Leben abgekürzt.

Der Besitzer unsers Dorfs wohnt nicht weit von hier, um seine würdige Gattin trauert noch unsre Gemeine; sie war unsre Freundin, fromm und lieb, wir alle weinten um sie, aber ihr Gatte weinte nicht, er hat ein hartes Herz, täglich fühlen wirs. Noch zweier Monden so ist's ein Jahr, da kam sein Sohn von der hohen Schule zurück, Julius hatte ganz den Geist seiner guten Mutter, von seinem Vater nur den Namen geerbt; er sah Lotten, liebte sie, und sie ihn. Keine Liebe kann je vollkommener, edler, und tugendhafter gewesen seyn. Seine Mutter liebte Lotten als ihr Kind; denn nicht Rang und Reichthum, sondern eine schöne Seele machte in ihren Augen den Adel aus.

Der alte M \* \* dachte aber nicht so, hatte kein Herz für die Jugend; Ahnenfolz und Dummheit bezeichneten jeden seiner Schritte. Er sperrte seinen Sohn ein, drohte ihm mit Fluch und Enter-

hung. Die schuldblose Lotte wurde von ihm als das niedrigste Geschöpf erklärt, und, wenn es seine würdige Gattin nicht hintertrieben hätte, hätte er ihr auch die Freiheit genommen. Julius wurde nach E \* \* zu einem Verwandten gebracht, wo Einkerkung, Verläumdung und List gebraucht wurden, um ihn bundbrüchig zu machen. Fluch und Drohungen zwangen ihn, sich mit einer andern Person zu verbinden, und Lotten zu entsagen. Sie erfuhrs, und litt erschrecklich, denn sie hielt ihren Julius für treulos. Vielleicht hätte die Zeit ihren Gram gemildert, wenn nicht ein Brief ihres unglücklichen Geliebten ihre Ruhe auf ewig untergraben hätte. Dadurch entwikelte sich der Betrug und die List, die man auf Ankosten ihrer Ehre und guten Namens gebraucht hatte, diese zwei so fest verbundene Herzen zu trennen. Sie verfiel in eine tiefe Melancholie, die dadurch noch vergrößert wurde, da sie sahe, wie der alte N \* \* durch Ränke und Bedrückungen uns alles raubte, was wir durch Fleiß und Mühe erworben. Eine ganze Zeit ist sie schwermüthig herum geschlichen, vor einigen Tagen sahe sie etwas heitrer aus, ach! da muß sie schon entschlossen gewesen seyn, ihr freudenleeres Leben zu beschließen, und ins frohe zu gehen. Diese Nacht war es eine fürchterliche Nacht von Sturm und Regen, der Morgen war noch dunkel und stürmisch, da ich von einem fürchterlichen Traum erwachte, und nach meiner Schwester sehen wollte. Ich suchte sie im ganzen Hause, und in der Flur, sie war aber

nirgends. Ich gehe naus aufs Feld, da kömmt der Hirte auf mich zu, reißt mich mit sich fort bis hieher, und zeigt mir den Leichnam, den der Sturm aus Schilf geworfen.

Worte sind zu schwach, den Schmerz auszudrücken, den ich litt bei dem Anblick meiner geliebten todten Schwester. Eine Mutter! eine geliebte Schwester? und vielleicht bald einen Vater zu verlieren, denn er ringt schon mit dem Tode, bald hab ich alles verloren, und das in der Blüte meiner Jugend, und durch wen? durch einen Barbaren! — Ist auch mein Vater dahin, so will ich einem neuen Welttheile zuweichen; es gab schon vielen Ruhe, vielen ein Grab, vielen Beides, eins wird auch für mich da seyn!

### Vom Nutzen des Kartoffelbau's.

**K**artoffeln sind unstreitig eins der wohlthätigsten Geschenke der Natur, und können immer als eine der wichtigsten Eroberungen aus dem neuen Welttheile, (bekantlich, war diese Frucht in Amerika einheimisch) angesehen werden. Sie passen vollkommen in die teutsche Feldwirtschaft, und füllen so zu sagen, eine Lücke aus, die wir jetzt gewiß fühlen würden, wenn der sich auf so mancherlei Art nützlichzeigende Gebrauch dieser Frucht den Anbau derselben sinken lassen könnte.

Fast bei keiner Bitterung, selbst bei der schlechtesten Beschaffenheit des Bodens, misrathen sie so sehr, daß Saamen und Mühe ganz verloren wären; und grade in den nassen Jahren, die dem Getreidebau so gefährlich sind, steigt ihre Fruchtbarkeit bis zur Bewunderung, und steuert oft den Hunger und Mangel. Im J. 1771. wurden auf einem Stük Feld in Sachsen, das höchstens zehn Scheffel Korn tragen konnte, in jenem Jahre aber gewis nicht getragen haben würde, 230 Scheffel Kartoffeln erbaut. Mehr als tausend Menschen in Deutschland haben ihre Erhaltung in der Theuerung jenes Jahres lediglich den Kartoffeln zu verdanken.

Sie leiden beinahe nichts von Insekten, und Hagel; auch bemerkt man, daß sie sich immer mehr an das nördliche Klima gewöhnen, und seltner als sonst erfrieren.

Sie sind gesundes und nahrhaftes Futter für das Vieh; ja gesund als tägliche Kost des arbeitenden Armen, sind wohlfeile Abwechslung auf dem Tische des Mittelmanns, und selbst vom leckern Gaum des Reichen geduldet. Die Erfahrung lehrt, daß der gewöhnliche Genus der Kartoffeln, so wohl Menschen als dem Viehe niemals schade, sondern nur, wie alles andere, im Uebermas genossen. Selbst die Schädlichkeit des Kartoffelbrodes ist noch zweifelhaft, und wird vermuthlich ganz verschwinden, wenn man in der Zubereitung vorsichtiger ist, die Vermischung mit Getreide, besonders mit Weizenmehl nicht zu verkümmern. Als ein Beispiel von

ihrer Unschädlichkeit führt man die Schott- und Ir-  
länder an, als welche ihre Stärke, Munterkeit und  
frische Farbe dem häufigen Genuße der Kartoffeln  
zu verdanken hätten.

Künstlichere Bearbeitungen der Kartoffeln, z. E.  
zu Stärke, Puder, Brantwein, Kaffee &c. &c. so  
lange sie noch, wie bisher, bei Versuchen im klei-  
nen stehen bleiben, will ich weder zu ihren Vor-  
zügen, noch zu ihrer Schädlichkeit rechnen.

Auch das Kraut der Kartoffeln giebt, ohne Nach-  
theil der Wurzelfrucht, einen nicht unwichtigen Bei-  
trag zur Viehfütterung. Die dörren Stengel sind  
für den Dünger zwar etwas zu holzig; aber in Ge-  
genden, wo das Holz theuer ist, und das dürrsten  
bald alle seyn, weiß man sie sehr gut zur Feuerung  
zu gebrauchen; besonders bedient man sich derselben  
in Sachsen zum Brodbaken. Dadurch wird das  
Stroh gespart, und so ist das Düngermagazin wie-  
der entschädigt.

Die Kartoffeln scheinen ganz vorzüglich für den  
armen gemeinen Mann zu seyn, der ihren leichten  
kunstlosen Anbau, wobei keine wichtige Auslage,  
und Gefahr ist, mit eignen Händen wartet. In  
Sachsen, wo sie so ansehnlich erzeugt werden, neh-  
men selbst Tagelöhner und Häusler auf den Dörfern  
die kein eignes Feld besitzen, durch den Kartoffelbau  
auf eine Art die den Menschenfreund, wie den  
Staatwirth interessiren muß, und der allgemeinere  
Nachahmung zu wünschen ist, an den größern Fluren  
der Hüfner Theil. Sie miethen ein Stückchen Feld

aus der Brache um die Hälfte der Kartoffelernte, düngen's mit Gassenkoth und andern nicht geachteten Materialien, graben und haken selbst, und verschaffen sich so ohne Jemandes Schaden, vielmehr mit dem Nutzen des Eigenthümers, der ein gedüngtes und bearbeitetes Feld wieder bekommt, Nahrung beinahe für den ganzen Winter, auch oft Fütterung für eine kleine Schweinezucht.

In diesem Lande hat wenigstens der allgrößte Theil des Kartoffelbau's seine Stelle in der Brache, wo er in guten Feldern auch ohne Dünger versucht wird, und gelingt ohne den Aker auszusaugen. Uebrigens hat der Kartoffelbau in der Brache, außerdem, daß er zugleich die Stallfütterung begünstigt, auch noch den Vortheil der Abwechslungen mit dem Getreidebau.

Durch diese, obgleich eng zusammengezogene Betrachtung des Nutzens dieser Frucht empfiehlt sich ihr Anbau hinlänglich, der bisher an manchen Orten theils durch nicht genau genug überlegte, theils durch eigennützige, oder durch scheinbare Ursachen, größern Gewinn aus einem andern Produkte ziehen zu können, vernachlässigt und hintangesezt wurde. Es ist zwar wahr, Kartoffeln sind kein Gegenstand der Handlung; sie halten sich dazu nicht lange genug, und haben überhaupt bei aller ihrer Nützlichkeit jenen Reiz nicht, den eine Waare haben muß, bei der Zwischenhände reich werden wollen. — Inzwischen ist der kleine inländische Handel, der damit getrieben wird, und gieng er auch nur vom Dorfe

bis zur nächsten Stadt, von großer Wichtigkeit. Der ganze Gewinn theilt sich zwischen Erbauer und Verzehrer, und so kann diese Waare immer wohlfeil seyn, und doch gut bezahlt werden. Sie verführt nicht zum Schwindel großer Spekulationen, durch den manche Besitzer fruchtbarer Felder wenigstens auf eine zeitlang in Verlegenheit kommen können, die durch Delsaat, Tabak, Krapp u. d. gl. reich werden wollen; aber sie bringt doch einigen baaren Geldumlauf in die unterste Klasse, wo er, wie bekannt, immer am nöthigsten und nützlichsten ist.

Auch leidet der Getreidebau keinesweges darunter; denn die Erfahrung beweist, daß in Gegenden, wo der Kartoffelbau jetzt verdoppelt betrieben wird, demohnerachtet das Getreide häufig, und was jeder Patriot und Menschenfreund wünscht, auch wohlfeil ist.

---

### Fortsetzung des Zustandes von Ostindien, und dessen Verbindungen mit Europa, besonders der neuesten mit England.

Der besondere Beifall, mit welchem eine beinahe alle meine Erwartung übertreffende Anzahl Leser auch diesen Artikel des im vorigen Jahr von mir herausgegebenen Handbuchs aufgenommen; und der



Wunsch, diesen Artikel, der ein besonderer Gegenstand der Aufmerksamkeit von ganz Europa ward, fortzusetzen; veranlaßten mich, darinne fortzufahren, und zwar ohne weiters zur Sache selbst.

Hindostan, wovon im v. J. ausführlicher gesprochen wurde, S. S. 5. ff. hat, seitdem seine Einwohner ein civilisirtes Volk sind, öfterer als irgend ein Land in Asien die Habsucht fremder Eroberer gereizt, und, soviel man weiß, schon seit dem zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bald barbarischen, bald gesitteten Völkern dienen müssen. Nie konnten aber die Eroberer, sie mochten Christen, oder Mahumeds Anhänger seyn, große Veränderungen in den Sitten und der Denkungsart der Eingebornen bewirken; oder Sieger und Besiegte so mit einander vermischen, daß beide endlich ein Volk wurden. Der Indier fällt nach fast zweitausendjährigem Umgang mit andern Nationen nach wie vor, vor seinen vergötterten Ungeheuern nieder, verabscheuet immer noch thierische Speisen, so daß wir sie zu unsern Zeiten unter den europäischen Armeen eher den grausamsten Hungerstod leiden sehen, als daß sie sich durch Fleischessen, nach ihrer Meinung, verunreinigen sollten. Ihre Weiber verbrennen sich heimlich ihren Männern in die Ewigkeit zu folgen, wenn sie öffentliche Hindernisse finden, und ihre großen und kleinen Rajahs würden immer noch in den ungeheuern Steinmassen, welche wir Europäer mit dem Namen der Festungen und Paläste beehren, die Schätze ihrer Vorfahren bewahren, wenn sie  
hier

hier vor der Habsucht unserer Armeen und Befehls-  
haber sicher wären.

Die Griechen waren die ersten bekannten Eroberer, welche sich aus unserm Welttheil in dieses wegen seiner redenden Vögel, seiner Ameisen, die Gold zusammenscharren, und seiner Bäume, die eine feinere Wolle als die griechischen Schaafe tragen, berühmte Land wagten.

Sie brachen etwa 300 Jahr vor Christi Geburt unter dem berühmten Macedonier Alexander dem Großen, von Persien aus in den nördlichen Theil von Indien ein. Allein diese Eroberung war von kurzer Dauer, nur ein kleiner Theil von Hindostan unterwarf sich dem macedonischen Räuberhaufen, Nach Alexanders Zurückzug, und noch mehr nach seinem Tode hörte die Herrschaft der Griechen über Hindostan auf.

Nun verflossen beinahe achtzehnhundert Jahre, ehe sich wieder Europäer den Indiern als Feinde zeigten, dennoch blieben beide Völker seitdem durch den Handel in Verbindung. Diesen eröffnete der egyptische König Ptolomäus Philadelphus, über das rothe Meer nach der heutigen Marattenküste, die Römer setzten solchen nachher auf demselben Wege fort, und wie ihre Herrschaft über Egypten aufhörte, rissen die Araber diesen Handel an sich, bis ihn endlich die Portugiesen gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts zerstörten, und um Afrika einen gradern Weg zur See nach Indien fanden, den seitdem

Alle Europäer folgen, die an diesem reichen Handel Theil nehmen.

Während diesem ganzen Zeitraum stritten sich drei barbarische Völker um den Besiz von Hindostan, nämlich Türken, Patanen, \*) und Mogolen. \*\*)

Die Türken, die seit dem Ende des zoten Jahrhunderts, 170 Jahre in Hindostan herrschten, nennt man auch Ghazniden, von Ghazna ihrer Hauptstadt, welche zugleich der Siz eines mächtigen Reichs war, wovon Mahmud der Stifter war. Seine Nachfolger erweiterten seine gemachten Eroberungen und bezwangen verschiedene indische Stämme, so daß das heutige eigentliche Hindostan größtentheils den Türken gehörte. Diese führten hier mit Feuer und Schwerd den Koran ein, und machten in den Kriegen mit den Eingebornen so ungeheure Beute, daß sie ganze Häuser von gediegenem Silber nach ihrer Hauptstadt brachten.

1206 erhielt Hindostan die Patanen zu Oberherren.

Cutub, der erste patanische Oberherr von Indien war anfangs Sklave und hernach Feldherr bei den letzten Sultanen von Ghazni, die mit ihren Hausflaven die wichtigsten Reichsämtter zu besetzen pflegten. Er empfahl sich bei seinem letzten Herrn durch Besiegung des Rajahs von Benares, \*\*\*) dessen berühmten weißen Elefanten er erbeutete, und

\*) S. S. 12. ff. des v. H.

\*\*) S. S. 3. ebend.

\*\*\*) S. S. 16. ff.

von dessen Prachtliebe die Geschichte meldet, daß er sogar seine Zähne vergulden lassen.

Zu den vielen sonderbaren Gewohnheiten der Einwohner Asiens gehört auch der sonderbare Prunk: sie feilen ihre Zähne bald spiz, bald ganz und gar weg, die Vornehmen lassen sogar die untern Zähne in Gold einfassen. Diese Mode ist jetzt noch in Sumatra gewöhnlich. 1240 eroberten die Patanen Bengalen, \*) und 1310 mußten sich ihnen auch die Maratten unterwerfen. Ueblungen, Empörungen, und die Siege des gewaltigen Wäterichs Tamerlan, erschütterten endlich das Reich der Patanen in Hindostan so sehr, daß es 1525 völlig zu Grunde gieng.

Die Mogolen oder Calmüken, ein unsicheres flüchtiges Volk, das sich vom rohen Pferdefleisch nährte und in Stutenmilch (Cumisch) berauschte, waren die letzten mahometanischen Eroberer Hindostans. Baber, einer von Tamerlans Urenkeln, gründete zu Anfange des 16ten Jahrhunderts die mogolische Herrschaft in Hindostan. Er schlug nämlich in der Nachbarschaft von Delhi den letzten patanischen König Ibrahim mit 13000 Mann aufs Haupt, ob dieser ihm gleich 100000 Pferde, und 1000 zum Streit gerüstete Elefanten entgegenstellte. Seitdem heist der Oberherr von Indien in Europa der Großmogul, und Schach Allum, der jetzt auf den Ruinen von Delhi, welche Hauptstadt Indiens vom

\*) S. S. 23. f. f. des vorjährigen Handbuchs.

Samertan in die Asche gelegt worden, kaum den Schatten dieser Würde gegen die ihn von allen Seiten umgebenden Feinde behauptet, \*) stammte von ihm in grader Linie ab.

Unter den ersten mogolischen Fürsten hob sich Hindostan außerordentlich empor. Die Regenten suchten die verbeerten Provinzen ihres Reichs anzubauen, und ihre Untertanen wohlhabend und glücklich zu machen. Bei der getroffenen guten Einrichtung, bei der natürlichen Fruchtbarkeit dieser Länder, der Kostbarkeit ihrer mannigfaltigen Waaren, die Hindostan andern Völkern überlassen konnte, und den großen Geldsummen, die von andern Gegenden Asiens und aus Europa jährlich hieher strömten, erreichten sie auch ihre Absicht; man darf sich daher nicht über die seit den ältesten Zeiten berühmten Reichthümer Indiens, und die Pracht seiner Fürsten wundern, über welche sich die alten Reisebeschreiber ganz in Erstaunen verlieren, und wovon auch im vorigen Jahr Meldung geschah.

Hier noch ein Beispiel davon. Der Großmogul Akbar, der 1605. starb, hinterließ seinem Nachfolger an Edelsteinen, Gold, Silber und andern Kostbarkeiten einen Schatz von 348 Millionen Gulden. Allein eben diese Reichthümer wurden dem Reiche Hindostan schädlich; Barbaren, die Indien von allen Seiten umgaben, wurden dadurch zu Streifereien und Plünderungen gereizt.

---

\*) S. S. 20. f. f. vorj. Hdb.

Zugleich mit den Mogolen, oder ehe ihre Herrschaft in Hindostan ihre solang bewunderte Größe erreichte, erschien ein neuer Feind, der zwar den Mogolen die Oberherrschaft des Landes nicht streitig machte, doch aber in dem bisherigen indischen Handel eine merkwürdige Veränderung bewirkte; dies waren die Portugiesen.

Die ersten nach Indien segelnden Portugiesen landeten unter dem berühmten Seehelden Vasco de Gama 1498. glücklich auf der Küste Malabar, in Calicut. \*)

Der König dieses Landes nahm die Fremden gütig auf, bis ihn arabische Kaufleute, die den Verlust des wichtigen Pfefferhandels nach Europa befürchteten, auf die Portugiesen eifersüchtig machten, und diese Fremdlinge in seinem Lande als Seeräuber beschrien. Vasco de Gama aber entging glücklich allen ihm gelegten Fallstricken, verfuhr seine Schiffe mit den Produkten des Landes und kam endlich 1499 mit der frohen Nachricht, einen Weg nach Indien gefunden zu haben, in Lissabon an. Gleich im folgenden Jahre ward eben dahin eine Flotte von 20 Segeln ausgerüstet, gewauere Kundschaft von diesen Ländern einzuziehen, und durch Niederlassungen auf den Küsten und Verbindungen mit den Eingebornen den vortheilhaften indischen Handel gegen alle Nebenbuhler zu beschützen. Allein Neid und Eifersucht von Seiten der Araber, die sich mit dem

\*) S. 49. vori. Hdb.

Sultan von Egypten wider sie verbunden hatten, widersezten sich gleich in den ersten Jahren ihrer Ausbreitung. Schon im Jahr 1503. legten die Portugiesen im heutigen Reiche Cochin auf der malabarischen Küste ihre erste Festung an, und 1507 hatten sie sich in Indien schon so vermehrt, daß sie die Hauptposten der Araber angreifen konnten. Unter ihrem großen Feldherren, Don Franz Albuquerque, dem Portugall seine Macht in Ostindien verdanket, vertrieben sie seit 1508. die Araber aus den wichtigsten dortigen Handelsplätzen, aus Aden am rothen Meer, der Insel Ormus im persischen Meerbusen, aus der Stadt Malacca, wo sich damals der wichtige Handel von China, der Gewürzinseln und von Borneo und Sumatra vereinigte. Er wählte Goa den besten, größten und sichersten Hafen von ganz Hindostan zum Hauptsiz des ganzen Reichs. Die Portugiesen breiteten sich nun immer mehr aus, und binnen einer Zeit von kaum 50 Jahren hatten sie, wie mit mehrern aus dem Vorjähriken zu sehen, ganz Indien bis auf Japan erforscht.

Endlich wagten es auch die Holländer nach Ostindien zu segeln, und die Portugiesen aus ihrem bisherigen Alleinhandel und ihren wichtigsten Besitzungen zu verdrängen. Da aber die Portugiesen Meiser von den wichtigsten Handelsplätzen in Indien waren, ihnen alle Häfen dahin um Afrika gehörten, und mit ihren Flotten die dortigen Meere aneuerfüllt waren, wagten sie sich lange nicht auf die gewöhnliche Straße, sondern suchten auf einem andern

Wege nach Indien zu gelangen. Sie versuchten,
 so wie zu derselben Zeit in England, durch das Eis-
 meer und das nördliche Asien in die Südsee zu
 kommen, oder auf einem entgegengesetzten Wege
 nordwärts um Amerika ein Fahrwasser zu entdecken,
 welches das atlantische Meer mit der Südsee ver-
 einigte, und sie nach den Gewürzinseln brächte.
 Bei ihren Versuchen litten Baarents und Zeems-
 Ferk, welche sich 1595. zuerst ins Eismeer wagten,
 im Eise Schiffsbruch, und mußten unter tausend Ge-
 fahren im kalten unwirthbaren Novazemla über-
 wintern. Mitten unter diesen Widerwärtigkeiten,
 die ihnen alle Hoffnung benahmen, den ostindischen
 Handel durch eine direkte Fahrt nach dem Lande
 selbst zu erhalten, bot sich ihnen ein Führer auf
 dem graden Weg um Afrika an. Dies war Kor-
 nelius Houtmann, ein Holländer, der während
 seiner Gefangenschaft in Lissabon genaue Kunde von
 den damaligen Seereisen eingelesen hatte; er
 versprach seine Landsleute auf der portugiesischen
 Straße sicher nach Indien zu führen, wenn sie sein
 Lösegeld bezahlen wollten. Dies geschah, und auf
 seinen Bericht vereinigten sich 1595 verschiedene
 Kaufleute in Amsterdam, rüsteten unter seinem Be-
 fehl vier Schiffe aus, die grade nach den Gewürz-
 inseln gehen sollten, wo sich die Portugiesen noch
 nicht so festgesetzt hatten. Eben diese Inseln waren
 damals wegen ihren Reichthümern vorzüglich be-
 zühmt, weil man auf einigen derselben, wie in



Sumatra und Borneo wirklich Gold eintauschte, oder Gold und Edelsteine hier um geringere Preise, wie in Hindostan selber zu haben waren. Houtmanns Flotte kam nach 2 Jahren und 4 Monaten wieder zurück, und obgleich die Ausrüster geringe Vortheile von der ersten Reise hatten, so ließen sie sich doch nicht von einer zweiten abschrecken, da die glückliche Zurückkunft der ersten, die Furcht, von den Portugiesen aufgefangen zu werden, vermindert hatte, auch die Holländer mit den Gefahren dieser weiten Reise bekantter worden waren. An der 2ten Ausrüstung 1598 nahmen auch andere Handelsstädte Theil; es wurden von Amsterdam, Rotterdam und Seeland mehrere Schiffe abgeschickt, als in gewöhnlichen Jahren von Lissabon aus nach Indien zu segeln pflegten, alle aber kamen mit reichen Ladungen zurück. Die Ankunft dieser unerwarteten Nebenbuhler konnte den Portugiesen nicht lange verborgen bleiben: sie suchten daher, wie vor 100 Jahren die Araber, ihre Ausbreitung und Verbindungen mit den Eingebornen auf alle Weise zu hindern. Allein trotz allen ihren feindseligen Bemühungen behaupteten die Holländer ihren Handel, die Eingebornen, welche Beweise genug von der portugiesischen Erannei, Treulosigkeit, und von ihrem falschen Religionseifer erfahren hatten, nahmen die Holländer freundlich auf, und vereinigten sich mit ihnen gegen ihre alten Feinde. Auch rüsteten die verschiedenen holländischen Gesellschaften, ohne die Rückkehr ihrer ersten Flotten zu erwarten, so schnell mehrere Ostindien

dienfabrer, und selbst auf neuen Wegen, durch die magellanische Meerenge nach Indien aus, daß sie in diesen Gewässern bald ihren Feinden überlegen wurden, und schon in den ersten zehn Jahren ihrer ostindischen Seefahrten einige Festungen auf den Molucken erobert hatten, ihren Gewürzhandel zu beschützen. Doch litt ihr Handel nach diesen Gegenden bald durch Hindernisse anderer Art, wodurch sie in neue Kriege und Streitigkeiten verwickelt wurden. Die Engländer fiengen zu gleicher Zeit an, Indien zu besuchen. Beide wolten die Portugiesen aus dem ostindischen Handel verdrängen, und dessen Vortheile allein ziehen. Die Engländer breiteten sich auch schneller in Indien aus, und wurden den Holländern bald überlegen, daher diese ihnen sogar in dem für Holland sonst so vortheilhaften Vergleich im Jahr 1619 einen Theil des Gewürzhandels überlassen mußten. Allein auch ohne die Fehden mit den Portugiesen und Engländern, verringerten andere Ursachen die Vortheile, welche ihnen dieser Handel nothwendig bringen mußte. Die holländischen Kaufleute rüsteten ohne Verbindung mit einander und ohne allezeit gehörigen Bearif vom indischen Handel zu haben, oder zu beurtheilen, wie viel Europa wohl Gewürz und indische Produkte brauchte, zu viel Schiffe aus, daß es ihnen zuweilen an Abnehmern ihrer Waaren fehlte. Die Schiffe der verschiedenen Eigenthümern übervortheilten einander in Ankauf der Waaren, viele indische Produkte, vorzüglich Gewürze, stiegen wegen größerer Nachfrage

im Preise, auch war es unmöglich, daß der holländische Handel bei der Menge unvereinigter, und von verschiedenem Interesse geleiteten Eigenthümer, auf einen festen sichern Fuß gesetzt werden konnte. Eben deswegen beschloßen die Generalstaaten alle Handelsleute der verschiedenen Provinzen, welche damals Schiffahrt nach Indien trieben, in eine allgemeine Gesellschaft zu vereinigen, ihr gegen gewisse Vortheile für den Staat den Handel ausschließlich zu überlassen, und ihre Schiffe gegen alle gewaltsame Angriffe zu beschützen. Ob nun gleich diese neue ostindische Gesellschaft, welche im J. 1602. auf ein und zwanzig Jahre privilegiert wurde, nur 6459000 Gulden zur Führung und Beschützung ihres Handels, und zu Vertreibung der Portugiesen zusammenschloß, so hat sie dennoch mit dieser Summe wichtige, ja beinahe ungläubliche Dinge ausgerichtet, wovon die Geschichte anderer Gesellschaften kein Beispiel darbietet, und in kurzer Zeit Ansehn und Macht in Indien erlangt, zu welcher andere Gesellschaften entweder sich nie erheben konnten, oder nur durch außerordentliche Glücksstände nach einer langen Reihe von Jahren erhoben. Diese Gesellschaft theilte sich wieder in sechs Kammern oder Unterabtheilungen, deren jede eine bestimmte Summe zum allgemeinen Handelsfond beitrug, zwar für sich und unabhängig von den übrigen ihre Ausrüstungen besorgen, Waaren für Indien einkaufen, und die Retourladungen in den Auktionen wieder verkaufen konnte, doch die wichtigsten Geschäfte gemeinschaftlich

betreiben, und durch einige aus allen Kammern erwählte Deputirte besorgen lies. Amsterdam nahm den größten Antheil an den neuen Handel, und besitzt gegenwärtig noch die Hälfte desselben. Seeland unterzeichnete den 4ten Theil des alten Handelsfonds, und die vier übrigen theilnehmenden holländischen Städte, Rotterdam, Delft, Hoorn und Enkhuizen theilten sich in den übrigen 4ten Theil des Kapitals, und jede der letzten besitzt etwa 131 Aktien.

Die neue Gesellschaft gewann in den ersten Jahren ihres indischen Alleinhandels so große Summen, daß ihre Mitglieder im J. 1606. 75 vom 100 gewannen, in den folgenden Jahren des Waffenstillstands mit Spanien gemeinlich 40 von 100 an Dividenten ausgetheilt wurden, und ihre Seemacht in 45 damaligen Linienschiffen bestand. Amboina war die erste Festung, welche sie 1605 von den Portugiesen eroberten, welcher bald die übrigen Gewürzinseln und die befestigten Handelsplätze dieser Nation auf den benachbarten Inseln folgten. Um aber den Alleinhandel mit Gewürzen und einen sichern unveränderlichen Gewinn von dieser kostbaren Waare zu behaupten, lies die Gesellschaft bald hernach die Muskat- und Nelkenbäume auf den meisten Molukken ausrotten, und schränkte zuletzt ihre Kultur einzig auf die Insel Banda und Amboina ein, weil beide genug hervorbrachten, die alte und neue Welt zu versorgen. Sie suchte die Einwohner theils durch Strafen abzuschrecken, theils durch Belohnungen zu

gewinnen, um die Anpflanzung dieser Bäume zu verhindern. Allen Schiffen ward die Fahrt nach diesen Gewässern mit wahrer spanischer Handelseifersucht untersagt, und nach und nach entvölkerten sie hier die volkreichsten wegen ihrer Produkte berühmtesten Inseln, weil die Einwohner durch den Alleinhandel der Gesellschaft mit Gewürzen ihren wichtigsten Nahrungszweig verloren. Eben dieses Monopols halber ward auch wohl der Sitz des holländischen Handels nach den Inseln verlegt, und auf Java 1618 die berühmte Stadt Batavia erbauet. Von hier aus verbreitete sich nachher der holländische Handel über ganz Indien aus. Früher, oder ehe sich Portugal von Spaniens Herrschaft losriß, machten sie auf dem festen Lande Asiens keine Eroberungen; Malakka war der erste Ort, den sie hier 1641 den Portugiesen entrißen. 20 Jahre stritten die Holländer mit ihnen um den Besitz der zimmetreichen Insel Ceylon. Auf der Küste Koromandel erlangten sie erst in den letzten Jahren des Kriegs mit Portugal Negapatnam, das eine holländische Besatzung 1781 so schlecht vertheidigte, und Cochin, ihre jezige Hauptfestung auf der malabarischen Pfefferküste, ward 1662 während den Friedensunterhandlungen, ja wie die Friedensnachrichten bereits in Indien angekommen waren, erobert. In dem Frieden, welcher endlich im Jahr 1669 das mächtige Reich der Portugiesen auf die Festungen Goa, Din und Macao nebst einigen Handelsplätzen auf der Marattenküste einschränkte, behielten die Holländer alle ihre

Eroberungen, den Alleinhandel nach den Gewürzinseln, die Insel Ceilon, nebst der Schiffahrt nach Japan.

(Die Fortsetzung folgt künftig!)

Merkwürdige Lebensgeschichte des  
Freiherrn von der Trenk, beson-  
ders seine zehnjährige Gefangenens-  
chaft in acht und sechszigpfündigen  
Fesseln in Magdeburg.

Mehrere Gründe bewogen mich, diese allerdings merkwürdige Geschichte in einem zwar kurzem, doch die merkwürdigsten Auftritte enthaltenden Auszuge mitzutheilen. Nicht blos weil die Geschichte dieses sich besonders auszeichnenden noch jetzt lebenden Mannes hier und da, ja beinahe überall Aufmerksamkeit erregt, sondern auch und insbesondere die mancherlei Lehren, welche sich daraus ziehen, und zu jedes Frommen dienen können, reizten mich, diese Geschichte allgemeiner zu machen. Worinnen diese Lehren bestehen, wird die Aufmerksamkeit des Lesers in der Geschichte selbst leicht entdecken, zu deren Erzählung ich sogleich gehe.

Der Freiherr Friedrich von der Trenk wurde den 16ten Febr. 1726 in Königsberg in Preussen geboren,

wo sein Vater im Jahr 1740 als königlich preussischer Generalmajor der Kavalerie ic. starb. In seinem 13ten Jahre hatte er es durch seine besonders guten Talente schon so weit gebracht, daß er die Universitätsstudien anfieng. Sein hitziges Temperament, besonders seine militärische Erziehung, die frühe Einprägung ehrgeiziger Grundsätze machten ihn, nach eignen Geständnis, unbiegsam, und verwickelten ihn schon auf der Universität in Königsberg in Kaufhandel. Im Jahr 1742 wurde er dem vorigen König von Preussen in Potsdam vorgestellt. Einige richtige Antworten auf des großen Friedrichs Fragen, sein vorzüglicher Wuchs, und sein freies unerschrocknes Wesen erwarben ihm die Gnade des Königs, und die Aufnahme als Kadet bei der Garde du Corps.

Kaum, sagt der Freiherr von der Trenk, war ich 3 Wochen Kadet, als mich der König zu sich kommen lies, mich aus allen Fächern examinirte, und dann mein ihm so wunderbar gerühmtes Gedächtnis auf die Probe stellte. 50 Soldaten Namen legte er mir vor, und innerhalb 5 Minuten standen sie in meinem Kopfe. Er gab mir Stoff zu 2 Briefen, die ich in französischer und lateinischer Sprache zugleich verfertigte, einen selbst schrieb, und den andern in die Feder diktirte; und in Geschwindigkeit mußte ich mit Bleistift eine Gegend aufnehmen. Auf der Stelle ernante mich nun der König zum Kornet. Jetzt war ich Officier von der ersten Garde. Der König schenkte mir 2 Pferde aus seinem Stalle,

auch 1000 Rthlr. zum Beitrag der kostbaren Equipage.

Meine Anstrengung in Dienst hatte keine Schranken, so daß mich im August 1743 der König schon wählte, um der schlesischen Kavalerie die neuen Manöver zu lehren; eine Ehre, welche vor mir noch keinem Jünglinge im 1sten Jahre wiederfahren war.

Bekantlich brach im Jahr 1744 das Kriegsfeuer zwischen Oesterreich und Preussen aus. Da die Geschichte dieses Kriegs bekant genug, übergehe ich die kriegerischen Vorfälle, die der Freiherr erzählt, und verweile mich bei wesentlichern Umständen seines unglücklichen Schicksals. In diesem Feldzuge that der Herr von der Trent Adjutantendienste beim Könige, wurde zum Lagerabstechen, rekognosciren, und eine Zeit lang auch gebraucht, die Fouragirung für das Hauptquartier zu besorgen, in welchem letztern Geschäft er sich die besondere Zufriedenheit Friedrichs erwarb. Allein kaum erhob sich die Hoffnung zu einem glänzenden Glück, worauf er auch aus mehrern Gründen Anspruch machen konte, so nahte sich schon das Unglück von fern. Die eigentliche Quelle aller von ihm erduldeten Drangsale war ein Brief, den sein Vetter der Frank Freiherr von der Trent, welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten kommandirte, an des erstern Frau Mutter schrieb, worinnen er ihr meldete, daß er ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernant habe. Diesen Brief schickte sie ihm zwar nach Potsdam, allein der Freiherr lies ihn unbeantwortet bis er von einer Gesellschaft



wo selbst sein Chef Jaschinsky zugegen war, denen er davon erzählte; zur Beantwortung aufgemuntert wurde. Dieser Jaschinsky, der Stifter seines Unglücks, erbot sich nicht nur zur Beforgung des Briefs, sondern auch zur Verantwortung, wenn es für mehr als eine bloße Privatcorrespondenz angesehen werden sollte. Der Freiherr von der Trenk setzte sich nun nieder, schrieb, und übergab Jaschinsky den Brief offen, der ihn versiegelte und beförderte. Bald ereignete sich, erzählt der Herr von Trenk, aber eine Begebenheit, die mir den ersten Verdacht zugezogen hat. In der Campagne 1744 wurde unter vielen andern auch mein Reitknecht mit 2 Handpferden von den Trenkschen leichten Truppen gefangen. An eben dem Tage, da wir in das Lager rückten, sollte ich mit dem Könige rekognosciren reiten. Mein Pferd war müde, ich meldete daher mein Unglück, und sogleich schenkte er mir einen Engländer. Einige Tage nachher kam mein gefangener Reitknecht, nebst meinen Pferden, und einem feindlichen Trompeter zurück mit einem Billet:

„Der österreichische Trenk hat keinen Krieg mit dem preussischen Trenk, seinem Vetter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückhalten konnte, welche er ihm hiermit überschielet etc.“

Da ich mich noch an eben dem Tage beim Monarchen meldete, machte er mir eine finstre Miene, und sagte: „Da sein Vetter ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht er das Meinige nicht.“ —

Dieser

Dieser Vorfall hat in der Folge viel zu Aufsehung des im folgenden Jahre erfolgten Argwohn beigetragen, und mein Unglück befördert.

Wenige Tage nach der Bataille bei Sorau brachte mir der gewöhnliche Feldpostbriefträger einen Brief, welcher von meinem Vetter, dem Pandurenobersten, Baron Trent, in Lffek datirt, vier Monate alt, und kürzlich folgenden Inhalts war:

„Aus dero Schreiben de dato Berlin den 12. Febr. ersehe ich, daß sie gerne ungrische Pferde vor mir haben möchten, um sich gegen meine Hasaren und Panduren herumzutummeln. Ich habe bereits in voriger Kampagne mit Vergnügen erfahren, daß der preussische Trent auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen ihre von meinen Leuten gefangnen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungrische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab; oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen, und als seinen Sohn und Freund, Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird. etc.

Ich erschrak, und lachte bei Durchlesung dieses Briefs. Ich zeigte solchen meinen Zeltkameraden, dem gegenwärtigen General en Chef der Hessenkasselschen Armee von Wagniz, und dem Lieutenant von Grothhausen, die beide noch leben, und damals über den Inhalt dieses Briefs mitlachten. Selbigen Tag noch zeigte ich ihn auch dem Eskadronkommandanten v. Jaschinsky, der ihn mit einer

J. B. 1788. G

gewissen Art von Verwunderung las. Tschinsky war damals ein Liebling des Monarchen, ein Armeekundig, falscher, boshafter Mann; ein Rundschafter und heimlicher Zuträger, (wie er denn auch einige Jahre nach dieser Begebenheit vom Könige kassirt und aus seinem Lande gejagt wurde), der alle Tage Gelegenheit hatte, beim Könige mich als verdächtig zu schildern, und seinen Entwurf gegen meine Unschuld auszuführen, und sicher und gewis diesen Brief untergeschoben hat; denn mein Vetter in Wien behauptete bis zu seinem Tode standhaft, daß er nie einen Brief von mir empfangen, noch jemals einen beantwortet habe. Kurz, am folgenden Tage nach Empfang dieses Briefs wurde ich ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne daß mir jemand ein Verbrechen vorhielt, arretirt, und mit einer Bedeckung von 50 Husaren, als ein wirklicher Delinquent aus der Armee auf die Festung Glaz gebracht. Drei Pferde und meine Bedienten durfte ich mit mir nehmen, meine ganze Equipage aber wurde eine Beute des Hrn. v. Tschinsky. Meine Stelle wurde sogleich durch den Fahnjunker ersetzt, ich war kassirt ohne zu wissen, warum? und ein Arrestant in Glaz ohne Untersuchung, bloß durch den Nachspruch des Königs. Hier saß ich zwar in keinem Kerker, sondern bei dem wachhabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Festung herumgehen, und behielt meine Leute zur Bedienung. Da es mir an Gelde nicht fehlte, und in Glaz die Offizier alle arme Ritter waren, hatte ich bald Freunde und Freiheit genug.

Ich schrieb an den König, und bat trotzig um Verhör und Kriegsrecht; ohne Rücksicht noch Gnade, wenn ich schuldig erkannt würde. Dieser pochende Ton mißfiel dem Monarchen; ich erhielt daher keine Antwort. Dies war genug, mich zu verzweifelnden Entschliessungen zu bringen. Durch einen Offizier war die Korrespondenz mit dem Gegenstande meines Herzens (so sich in Berlin befand) bald in Ordnung gebracht, man versprach mir Hülfe, und schickte mir 1000 Dukaten. Die Offiziere der damaligen Glazergarnison, unter welche ich mein Geld reichlich austheilte, munterten mich auf, dem König zum Troz, mir meine Freiheit eigenmächtig zu verschaffen. Nachdem ich ungefähr 5 Monate im Arrest zugebracht hatte, der Friede erfolgte, und meine Stelle bei der Garde besetzt war, erbot sich der Lieutenant von Piaschky vom Fouquetschen Regiment, und der Fähdrich Keitz, der oft bei mir die Wache hatte, sie wollten es veranstalten, daß ich aus Glaz entweichen; und sie mitnehmen könnte. Alles wurde abgeredet. Damals saß aber eben ein gewisser Rittmeister von Manget neben mir in dem Glazergesängnis, der kassirt war, auf 10 Jahre zum Arrest verurtheilt, und monatlich nur 4 Thlr. zu verzehren hatte. Diesem Manne hatte ich viel Guts gethan; aus Mitleiden wollte ich ihn mit mir befreien; es wurde ihm vorgetragen, aber gleich waren wir durch den Schurken verrathen, welcher dadurch Gnade und Freiheit erhielt. Piaschky erhielt in Zeiten Wind, daß Keitz bereits Arrestant sey, und

rettete sich durch Desertion. Ich leugnete, wurde aber mit Mangel konfrontirt, und weil ich den Auditeur mit 100 Dukaten gewinnen konnte, kam Keitz mit Kassation und ein Jahr Arrest davon; ich hingegen wurde nunmehr als ein Verführer der Offiziers des Königs in ein enges Gefängnis eingeschlossen, und scharf bewacht. Mein Schicksal in Glaz war nun unendlich verschlimmert, der König in seinem Argwohne bestärkt, und äusserst gegen mich aufgebracht, weil ich zu entfliehen gesucht hatte. Ich aber sann jetzt nur auf Mittel zur Flucht, oder zu sterben, weil das enge Gefängnis meinem feurigen Temperamente unvertäglich fiel. Die Garnison hatte ich immer auf meiner Seite; man wußte, daß ich Geld hatte, folglich fand ich Freunde und Beistand. Der erste Anschlag zu meiner Befreiung war folgender. Mein Feind war an der Lärmschanze bei 15 Klaftern hoch gegen die Stadtseite gelegen; ich konnte also nicht aus der Citadelle kommen, ohne vorher in der Stadt einen Zufluchtsort zu suchen. Dieser wurde mir durch einen Offizier bei einem ehrlichen Seifensieder ausgemacht. Hierauf schnitt ich zuerst mit einem Federmesser, welches schartig gemacht war, drei eiserne Stangen von ungeheurer Dicke durch. Da aber dies zu lange aufhielt, und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, so stellte mir ein Offizier eine Feile zu, mit der ich sehr vorsichtig arbeiten mußte, um nicht von den Schildwachen gehört zu werden. Sobald ich damit fertig war, schnitt ich mein ledernes Felloisen in Riemen,

nächte ke zusammen, wozu ich einen aufgelösten Zwirnstrumpf brauchte; nahm meine Bettloken zu Hülfe, und ließ mich von dieser erstaunlichen Höhe glücklich herunter. Es regnete, die Nacht war finster und alles gieng glücklich von statten; allein ich mußte durch die Sentgrube der öffentlichen Kloake durchwaden, ehe ich die Stadt erreichen konnte, und dieses hatte ich nicht vorhergesehen. Ich sank zwar nur bis über die Knie hinein, war aber nicht im Stande, mich heraus zu arbeiten; ich stette so fest, daß ich zuletzt alle Kräfte verlor, und der Schildwache auf der Lärmschanze zurief — melde dem Kommandanten, daß der Drenk hier im Drek steht! Zur Vergrößerung meines Unglücks war damals der General Fouquet Kommandant in Glaz, ein weltbekannter Menschenfeind, der dazu ein Hauptfeind des Drenkschen Namens war, und mir dieses bei allen Gelegenheiten empsinden ließ. Jetzt ließ er mich bis gegen Mittag zum Schauspiel der ganzen Garnison im Unflath steken, dann erst herausziehen, und den ganzen Tag kein Wasser geben, um mich zu reinigen. Mein Zustand war wirklich erbarmungswürdig, ehe man mir ein paar Arrestanten gestattete, die mich reinigten. Nun wurde mein Arrest auf alle mögliche Art verschärft. So Louisd'ors hatte ich jedoch bei mir in Safe, welche mir bei der schmutzigen neuen Einfarth in einen andern Kerker nicht abgenommen wurden, und diese thaten mir in der Folge gute Dienste. Noch waren seit dem letzten Unternehmen keine acht Tage verlossen, da ich ein Vorkall

ereignete, welcher in den Geschichtsbüchern unwahrscheinlich wäre, wo ich nicht als Hauptacteur noch wirklich lebte, und ganz Glaz zu Zeugen auffordern könnte. Der Plazmajor Doo kam nämlich in mein Gefängnis mit dem Adjutanten und wachhabenden Offizier, visitirte in allen Winkeln, und ließ sich mit mir in Unterredung ein, wobei er meine Unternehmungen zur Flucht verdoppelte Verbrechen hieß. Das Wort Verbrechen brachte schon mein Blut in Wallung: er sprach von Gedult — ich frug auf wie lange mich der König verurtheilt habe? er antwortete: ein Verräther seines Vaterlandes, der mit dem Feinde korrespondirt, habe keine bestimmte Zeit, als die Gnade des Königs — In eben dem Augenblick riß ich ihm den Degen von der Seite, auf den ich schon lange mein Augenmerk gerichtet hatte, sprang zur Thür hinaus, warf die erschrockne Schildwache die Stiege hinunter, fand am Stokhausthore die Nacht unterm Gewehr, die eben zufällig zur Ablösung herausgerufen hatte, lief ihnen mit dem Degen in der Faust auf den Leib: alles erschrak, war überrumpelt, machte Plaz, ich hieb rechts und links, blessirte vier Mann: lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehre des Hauptwalles, und gerade von der erkänlichen Höhe hinunter ohne Schaden, behielt sogar den Degen in der Faust. Auch den zweiten niedern Wall sprang ich eben so glücklich hinunter. Niemand hatte geladen Gewehr, Niemand wollte nachspringen, und um mich zu verfolgen, mußte man zuvor durch Um-

wege in die Stadt, dann aber erst zum Thor hinaus, folglich hatte ich beinahe eine halbe Stunde im voraus, ehe mir jemand folgen konnte. Bei einer engen Passage an einem Aussenwerke lief mir eine Schildwache entgegen, bald war aber sein Gewehr ausparirt, und er erhielt einen Hieb übers Gesicht. Die andere Schildwache vom Aussenwerke kam mir von hinten auf den Leib — ich sprang schnelligst über die Pallisaden, blieb aber mit dem Fuß zwischen denselben stecken, wurde mit einem Bajonetstos in die Oberlefe verwundet, dann aber bei dem Fusse festgehalten, bis andere zu Hülfe kamen, die mich mit Kolben zerstoßen und übel zugerichtet in mein Gefängnis trugen, weil ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigte. Gewis ist's, wenn ich vorsichtiger über die Pallisaden gesprungen, wäre ich am heilen Tage um 12 Uhr mitten aus der Festung Glaz, durch alle Wachen und Werke entsprungen, und unfehlbar glücklich nach Böhmen gekommen. Abermals wurde nun aber mein Arrest verschärft; man gab mir einen Unteroffizier mit zwei Mann ins Zimmer, die mit mir eingeschlossen, und von aussen wieder bewacht wurden. Ich war elend mit Kolbenstößen zugerichtet, mein rechter Fuß war verrenkt, ich spie Blut, und meine Wunde war erst nach vier Wochen geheilt. Hätte ich nur noch in Ruhe drei Wochen abgewartet, so hätte ich meine Freiheit mit Ehren erhalten; denn wie ich in der Folge erst erfuhr, so hatte mich der König nur auf ein Jahr auf die Festung geschickt, um mich zu probiren, ob



sein Arzwohn gegründet sey. Allein dieß wußte ich nicht, und in Glaz hieß es, ich sey auf Lebenslang verurtheilt. Jetzt war ich wieder im Kerker, und fand neue Gelegenheit zu einer neuen Unternehmung. Ich lernte die Soldat. n kennen, welche mich bewachten: an Geld fehlte es mir nicht, und mit diesem kann man alles ausrichten. Bald hatte ich daher ein Komplott von 32 Mann auf meiner Seite, die auf meinen Wink bereit waren, alles zu unternehmen. Keiner wußte vom andern ausser zwei und drei, folglich konnten sie alle nie verrathen werden. Ein Unteroffizier Nikolai war mein gewählter Anführer. Die Citadellgarnison bestand damals nur aus 100 Köpfen vom Garnisonregimente, welches in der Grafschaft Glaz vertheilt war; vier Offiziers wechselten die Hauptwache ab, wovon drei in meinem Verstandnis waren. Alles war voraussetzt: die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für mich in einem Ofenloche an meinem Kerker verpackt. Wir wollten alle Arrestanten befreien, und mit klingendem Spiel nach Böhmen marschiren. Allein ein österreichischer Deserteur, dem sich Nikolai auch anvertrauet hatte, verrath den ganzen Plan. Der Gouverneur schickte seinen Adjutanten auf die Citadelle mit dem Befehl, der wachhabende Offizier sollte sogleich den Unteroffizier Nikolai arrestiren, und die Kasematte mit seiner Kameradschaft verwahren. Dieser war eben auf der Hauptwache, und der Lieutenant, welcher mein Freund war, und nun das Geheimnis wußte, gab ihm ein Zeichen,

daß alles verrathen sey. Im Augenblick war dieses Mannes Schluß gefaßt: Er sprang in die Kasematte, rief: Brüder! zum Gewehr, wir sind verrathen! Alles folgte ihm nach der Wache des Strohhauses; der wachhabende Offizier behielt nur 8 Mann, die kein geladenes Gewehr hatten. Meine Anhänger nahmen die scharfen Patronen, drohten alles niederzuschleßen, sprengten an meine eiserne Thür, die aber zu stark und die Zeit zu kurz war, um länger zu arbeiten: er rief mir zu, ich sollte mir heraus helfen, welches aber unmöglich war. Der beherzte Mann marschirte nun mit geschultertem Gewehr zum Feldthor hinaus, der darest mit sechs Mann wachhabende Unteroffizier wurde gezwungen, sich mit ihm zu vereinigen. Auf diese fast unlaßliche Art kam er glücklich in Braunau in Böhmen an. Nunmehr schlugen alle Wetter über meinen Kopf zusammen. Man wollte mir als einen Komploteur den Kriminalprozeß machen. Ich sollte die Zurückgebliebenen nennen, gab aber auf alle Fragen keine Antwort, sondern erklärte standhaft: Ich sey ein ohne Verhör verurtheilter unschuldiger Arrestant, ein kassirter Offizier, dem keine Pflichten fernere für das Vaterland abgefordert werden könnten. Das Naturgesetz gebe mir das Recht, meine Freiheit auf alle mögliche Art zu suchen. Hierbei blieb, aber alle mögliche Arrestverschärfungen erfolgten. Die Wacht wurde mir wieder aus dem Zimmer genommen. Das größte Uebel aber war, daß mein Geld ausgeheilt war, und mir noch dazu meine Freun-

din aus Berlin schrieb, daß sie nichts mehr für  
 mich zu thun wagen dürfte. Dieses war der här-  
 teste Schlag, der mich treffen konnte. Da nun  
 alles für mich unmöglich schien, ereignete sich ein  
 Zufall, der wirklich unter die algen Abenteuer  
 könnte gerechnet werden. Ein gewisser Lieutenant  
 von Bach, der alle vier Tage die Wache bei mir  
 hatte, war das Schrecken der ganzen Garnison, der  
 mit allen Kameraden raufen mußte, und sie alle  
 zeichnete. Dieser saß bei mir auf dem Bette, und  
 erzählte mir, daß er Tags zuvor den Lieutenant  
 Schell in den Arm gehauen habe. Scherzend gab  
 ich zur Antwort: „wenn ich frei wäre, würdest du  
 mich schwerlich bleistern.“ Gleich stieg ihm das  
 Blut in die Höhe, wir machten geschwind ein  
 paar Rapiere von einer alten Ehre, die mir zum  
 Tisch diente, und ich stieß ihn auf die Brust. Wü-  
 thend lief er nun hinaus, und brachte zu meinem  
 Erstaunen zwei Mustetiersäbel unterm Hof, gab  
 mir einen und sagte: Jetzt zeige, was du kannst,  
 Grosssprecher! Ich protestirte, aber nichts half,  
 er gieng mir auf den Leib, und ich vermundete ihn  
 im rechten Arm. Gleich warf er den Säbel weg,  
 küßt mich, und sagte mit spöblichem Blit: Freund,  
 du bist mein Meister, und sollst durch mich frei  
 werden, so wahr ich Bach heiße! Seine Wunde  
 ward verbunden, ohne daß es jemand erfuhr; Abends  
 saßen wir wieder zusammen. Der Plan ward ent-  
 worfen; am andern Tage kam er mit dem Lieute-  
 nant von Schell wieder, sein erstes Wort war:

Hier ist dein Mann! Schell umarmte mich, und der Handel war geschlossen. Meine ganze Kassa bestand aber nur aus etwa sechs Pistolen, Nach mußte daher erst nach Schweidnitz fahren, und mir von einem Freunde etwas Geld bringen. Unterdessen wurde wegen einem und andern Verdacht, bei Kassation verboten, daß kein Offizier zu mir kommen durfte, demohnerachtet ließen sich die Offiziers, da meine Thür immer verschlossen blieb, und mir sogar das Essen durchs Fenster gereicht wurde, Nachschlüssel machen, und saßen den halben Tag und Nächte bei mir. Auch dieses wurde durch einen Kapitain von Damitz, der auf Zeit lebens hier im Gefängnis, dem meinigen gegen über, saß, verrathen. Nun zog Schell den 24 Dezember auf die Wache, kam gleich zu mir, und an diesem Tage sollte alles verabredet werden, wie wir bei seiner nächsten Nacht entfliehen wollten. Allein zufällig hörte der Lieutenant von Schröder, der mein Freund und um das Geheimnis wußte, vom Adjutanten des Kommandanten, daß er Ordre habe, den Lieutenant Schell von der Wache ablösen zu lassen, und sogleich zu arretiren. Schröder läuft im vollen Schrecken zum Schell: „Freund, rette dich, alles ist verrathen, du wirst sogleich arretirt werden.“ Auf einmal tritt Schell in mein Gefängnis, zieht einen Unteroffizierssäbel unterm Rock hervor, und sagt: Freund, wir sind verrathen; folge mir, und laß mich nur nicht lebendig in die Hände meiner Feinde fallen. Eifertig nahm er mich bei der Hand. „Folg! es

ist keine Minute zu verlieren! Gleich warf ich meinen Rock über die Schulter, zog die Stiefeln an, und hatte nicht einmal Zeit, mein noch weniges verborgenes Geld mit zu nehmen. Wir giengen hinaus; Schell sagte zur Schildwache: dein Arrestant geht mit mir in die Offiziersstube. Bleib hier stehen! Wirklich giengen wir auch hinein, gleich aber seitwärts wieder hinaus. Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als uns der Major nebst dem Adjutanten begegnete. Schell erschrak, stieg auf die Brustwehr und sprang vom Walle hinunter, der eben daselbst nicht sehr hoch war. Ich folgte, sprang nach, kam glücklich hinunter, außer daß ich mir die Schulter an der Abdachung abgeschunden hatte. Schell hatte aber das Unglück, den Fuß am Knöchel aus dem Gelenke zu fallen. Sogleich zog er seinen Degen und bat mich, ich sollte ihn durchbohren, und mir helfen wie ich könnte. Schell war ein kleiner schwacher Mensch, ich nahm ihn, half ihn über die Pallisaden, nahm ihn auf den Rücken und lief mit ihm davon, ohne zu wissen wohin. Die Sonne war eben untergegangen, die Luft neblig mit Glaceis. — Die Alarmkanonen wurden abgefeuert ehe wir 100 Schritte entfernt waren, dies scheckte meinen Freund noch mehr, weil er wußte, daß von Glaz fast noch kein Gemeiner durchgekommen war, der nicht wenigstens 2 Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen brummen, weil die sogleich alle mögliche Passagen besetzenden Bauern und Husaren viel zu geübt sind. Wir hingegen waren noch nicht 500

Schritte von den Wällen entfernt, als schon alles in Bewegung war. Die zum Nachsetzen kommandirten Offiziers waren meistens meine Freunde; der Lieutenant Bart begegnete mir unweit der böhmischen Grenze, und rief mir zu: „Bruder mach, daß du besser links kömst, dort ist die Grenze; die Husaren sind so eben rechts geritten!“. Er ritt hierauf seitwärts, als ob er uns nicht gesehen hätte. Nachdem ich meinen Freund eine Strecke fortgetragen, setzte ich ihn auf die Erde, sah mich um, und konnte wegen der trüben Witterung Stadt und Citadelle nicht mehr sehen; folglich konnten auch wir nicht mehr gesehen werden. Ich fragte Schell: wo sind wir? wo lieat Böhmen? wo fließt die Neiß? Der gute Mann konnte sich nicht besinnen, und verzweifelte an aller Rettung; endlich auf die Frage: wo die Neiß sei? wies er seitwärts. Ich nahm ihn wieder auf den Rücken und trug ihn rütwärts an die Neiß; denn alles hatte uns gegen das böhmische Gebürg laufen sehen; folglich war es unmöglich dort durchzukommen. Hier hörten wir nun schon in allen Dörfern Sturm läuten, auch die Bauern, welche den Desertionskordon beziehen, auf allen Seiten laufen und Allarm machen. Die Neiß war nur wenig befroren, ich nahm meinen Freund, führte ihn glücklich durch an das andere Ufer. Hier waren wir außer Gefahr der Verfolgung, weil uns niemand auf dem Weg nach Schlesien suchte. Ich gieng eine gute halbe Stunde am Ufer fort; sobald ich die ersten Dörfer im Rücken hatte, wo der Allarmkordon

gezogen wird, welchen Schell aus Erfahrung genau konnte, fanden wir einen Fischerkahn am Ufer, sprengten das Schloß los, fuhren hinüber und gewannen bald das Gebürg. Hier setzten wir uns auf den Schnee. Der Wuth wuchs, und hier hielten wir Rath, was weiter zu thun wäre. So verfloß die Nacht, wo wir im Schnee bis an den Bauch herumwühlten, ohne viel vorwärts zu kommen. Der Tag brach an, und wir glaubten schon nahe an der Grenze, die 4 Meilen von Glaz entfernt ist, zu sehn, als wir mit größten Schrecken noch die Glazer Uhe schlagen hörten. Müdigkeit und Kälte waren bei mir, und bei meinem Freunde die Schmerzen unausstehlich. Den Tag hindurch war es nicht möglich anzuhalten. Der Hunger nagte mich zugleich schon gewaltig. Nach gemachter Ueberlegung und etwa einem halbstündigen vorwärts Arbeiten, kamen wir an ein Dorf am Fusse des Berges: etwa 300 Schritt, dießseits des Dorfes, sahen wir aber 2 abge sonderte Häuser, und dies bewog uns zu folgendem Plan: Die Hüte hatten wir beide beim Walle springen in Glaz verlohren; Schell hatte aber seine Scherpe und Ringfragen als wachhabender Offizier am Leibe, welches ihm bei den Bauern noch Ansehen geben konnte. Nun schnitt ich mich in Finger, bestrich Gesicht, Hemde und Rock mit Blut, wie ein schwer Verwundeter, und verband mir den Kopf. So trug ich den Schell bis ans Ende des Gefräuchs unweit den Häusern. Hier band er mir die Hände auf den Rücken, doch so, daß ich sie

gleich frei machen konnte; that sich Gewalt an, hüpfte mit einem Stöße hinter mir her, und schrie um Hülfe. Zwei alte Bauern kamen herausgelaufen — gleich rief Schell, lauft ins Dorf, der Richter soll im Augenblick einen Wagen anspannen — ich hab den Epizbuben eingeholt — er hat mir das Pferd erstochen, wodurch ich ein Bein verrenkte — dennoch hab ich ihn aber zusammen gebauen und gefangen — geschwind einen Wagen! — So ließ ich mich halb todt ins Zimmer schleppen. Ein Bauer lief ins Dorf — ein altes Mütterchen und ein hübsches Mädchen hatte großs Mitleiden mit mir, gab uns Milch und Brod — wie erkauften wir aber, da der alte Bauer den Schell beim Namen nannte, auch versicherte, daß er wüßte, wir wären selbst die Deserteurs, weil schon Abends vorher ein nachsehender Offizier im Wirthshause gewesen, uns genannt, unsre Kleidung beschrieben, und die ganze Geschichte der Flucht erzählt hätte. Nichts war also übrig als schleuniger Entschluß. Gleich sprang ich hinaus, lief in den Stall, und Schell hielt den alten Bauer im Zimmer zurück, der aber ein ehrlicher Mann war, und ihm indessen sogar den Weg nach Böhmen sagte. Wir waren nur 1 1/2 Meile von Glaz weg, und hatten bei 6 Meilen hinter- und vorwärts im Gebürge herumgeirrt. Das Mädchen folgte mir; ich fand 3 Pferde im Stall, aber keinen Zaum. Ich bat sie beweglich, mir zu helfen; gleich gab sie mir 2 Zäume, ich führte die Pferde heraus, rief den Schell, half ihm hinauf —



der alte Bauer weinte und bat um seine Pferde. So ritten wir ohne Sattel und ohne Hut davon. Schell ritt vor, und kaum waren wir etliche 100 Schritt entfernt, so sahen wir die Bauern aus dem Dorfe herbeieilen. Zum Glück war es Feiertag, alles war in der Kirche, und der von uns abgeschickte Bauer hatte sie daselbst erst rufen müssen. Unser Weg gieng grade nach Wünschelburg. Hier war kein anders Mittel, als durch die Stadt zu reiten. Schell hatte noch 4 Wochen vorher daselbst im Quartier gelegen; jedermann kannte ihn, unsre Equipage stellte nichts anders als Deserteurs vor; die Pferde liefen aber ziemlich gut, und wir kamen glücklich durch, obgleich in der Stadt 80 Mann Infanterie und 12 Husaren zum Verfolgen der Deserteurs in Garnison lagen. Schell kannte aber daselbst alles, folglich ritten wir um die Stadt herum durch die Vorstadt, und da ihm von da der Weg nach Zimmern bekannt war, kamen wir daselbst um 11 Uhr Vormittags glücklich an. Welche Wonne unsere Seele an diesem Tage empfand, läßt sich nur denken, nicht schildern. Ich war nunmehr in Freiheit, in Braumau auf der böhmischen Grenze, und schickte sogleich die 2 Pferde nebst dem mitgenommenen Unteroffiziers-Säbel dem General Fouquet nach Glas zurück. Mein Brief dabei war ihm so empfindlich, daß er alle Schildwachen, die vor meiner Thür, unter dem Gewehr, auch an den Wällen, wo wir vorbei giengen, gestanden hatten, Spieseruthen laufen ließ, weil er den Tag vor meiner Flucht noch ver-

versichert hatte, daß es nunmehr unmöglich sey, et-  
 was zu unternehmen, und sich dennoch betrogen  
 fand. Jetzt sah ich zum erstenmal mein Vaterland  
 mit dem Rücken an. Mein Vermögen ward sonleich  
 konfiscirt, und ich wie der größte Diebstahler, Heber-  
 käufer und Verräther gemißhandelt. Ich schrieb an  
 den König, trug ihm den eigentlichen Verlauf der  
 ganzen Sache vor, erwies ihm meine Unschuld, und  
 bat um Gerechtigkeit; allein der wider mich einge-  
 nommene Monarch ertheilte mir keine Antwort.  
 Ich war nun in Böhmen als ein Fremdling, ohne  
 Geld, ohne Schutz noch Freund, und meiner eignen  
 Führung schon im 20ten Jahre überlassen. Ich  
 hatte nur eine Louisd'or im Vermögen; mein Freund  
 Schell hatte 40 Kr. und jetzt sollte er zuerst seinen  
 ausgedrehten Fuß heilen lassen; dann aber in der  
 Fremde Schutz, Brod und Ehre verdienen. Meine  
 Lage war nicht besser, zum Trent nach Wien wollte  
 ich absolut nicht gehen, um nicht in meinem Vater-  
 lande den Argwohn zu bestärken, als ob ich wirklich  
 untreue Absichten gehegt hätte. Ich schrieb nach  
 Berlin an meine Freundin, erhielt aber keine Ant-  
 wort. Meine Mutter ward vom allgemeinen Ruße  
 eingenommen, und hätte mir keine Hülfe geschickt;  
 kurz, ich sahe mich von allen Seiten verlassen.  
 Innerhalb drei Wochen, die wir in Bräunau zu-  
 brachten, war der Fuß meines Freundes geheilt;  
 hingegen meine Uhr, seine Scherpe und Ringtragen  
 verkauft, und unsere ganze Kassa bestand in nicht  
 gar 4 fl. Ich beschloß also den Weg bis nach

B. B. 1788.

H

Preussen zu meiner Mutter zu Fusse zu unternehmen, um von ihr Hülfe zu erlangen, dann aber russische Dienste zu suchen. Schell, dessen Schicksal von dem meinigen abhien, wollte mich nicht verlassen; wir nahmen demnach Pässe als gemeine preussische Deserteurs mit umgekehrten Namen: ich hies Anert, und Schell hies Lesch. So giengen wir den 1sten Jan. 1747 Abends, ohne gesehen zu werden aus Braunau auf Bilitz nach Pohlen. Ein Freund aus Neurode, dem ich einst in der Noth 100 Dukaten geliehen, gab uns ein Paar Sakpistolen, mir eine Flinte und 3 Dukaten, die noch in Braunau zurückblieben. Ich übergehe mit Stillschweigen die ausserordentlichen Widerwärtigkeiten dieser 169 Meilen starken Reise im rauhen Winter und durch das unwegsame, unfreundliche Pohlen. Nicht selten mußten wir nicht nur mit grausamen Hunger, strenger Kälte, und mein Freund mit Schmerzen kämpfen, sondern auch mit Verfolgern und Feinden streiten. Der General Fouquet, dem das Geheimnis, wohin unsre Reise gieng, war verrathen worden, schickte uns verkleidete Preussen nach; wirklich wurden wir auch auf dem Wege nach Parfmeechi von ihnen überfallen, ohne daß ihnen jedoch ihre elende Absicht gelang, vielmehr blieben zwei von unsern Verfolgern auf dem Plaze, Schell hatte aber einen Streiffchus am Halse, und einen Hieb in der rechten Hand erhalten, der ihm auf der Reise, besonders durch die Kälte ungemein viel zu schaffen machte. In Thoren zog uns unsere Tracht Vera-

drücklichkeiten zu, wozu besonders die preussischen Werber, die mir meiner Größe wegen nachstellten, viel beitrugen; glücklich zog ich aber mich und meinen Freund heraus; ja ich war so glücklich in Thoren eine Gelegenheit zu finden, wo ich meinen Freund Schell so lange gut unterbringen konnte, bis ich mit Hilfe von meiner Mutter zurückkommen konnte. Hier schied ich also mit Wehmuth und wahrer Bruderliebe von meinem Freund, und setzte diese mühselige Reise allein fort bis Elbing. Hier fand ich meinen ehemaligen Instruktor Brodowsky als Hauptmann und Auditeur, bei der polnischen Kronarmee, der mir eben, als ich in die Stadt gieng, begegnete. Im Triumphe folgte ich ihm in sein Quartier, und hier hatte meine gefahrvolle Reise ein Ende. Dieser ehrliche Mann verschafte mir sogleich alle Nothdurft, und schrieb nebst mir an meine Mutter in einem solchen Tone, daß sie nach ungefähr 8 Tagen wirklich selbst bei mir in Elbing eintraf, und Trost und Hilfe mitbrachte. Sie verschafte mir sogleich einen Kanal zur sichern Korrespondenz mit meiner Freundin in Berlin; diese schickte mir einen Wechsel auf Danzig von 400 Dukaten, und meine Mutter gab mir 1000 Rthlr, und ein diamantenes Halskreuz für den Nothfall. Sie blieb 14 Tage bei mir, und zwang mich aller Gegenvorstellungen ungeachtet, daß ich nach Wien reisen mußte, um dort mein Glück zu suchen. Nach 14 Tagen verließ sie mich, reiste nach Hause, und seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen. Sie starb

1755. Nachdem ich mich equipirt, reiste ich eifertig nach Thoren. Wie entzükend meine Zusammenkunft mit dem ehrlichen Schell war, läßt sich denken. Binnen drei Tagen war nun auch Schell equipirt, und so reisten wir von Thoren nach Wien. Nach Abzug der Reisekosten und Equipirung für mich und meinen Freund blieben mir noch ungefähr 300 Dukaten, welche ich redlich mit ihm theilte. Schell blieb nur 4 Wochen in Wien, worauf er nach Italien reiste, wo er als Obristlieutenant angestellt wurde. In Wien fand ich meinen Vetter, den berühmten Pandurenobersten Franz Freib. von der Trent im Arsenalarrest, und eben in dem schwersten Prozeß verwickelt. Gleich nahm ich mich seines Prozeßes mit dem größten Eifer an, und die Sache gewann bald ein anderes Ansehn. Da sie aber so weit kam, daß man das ganze Kriegsrecht hätte kassiren müssen, mischte sich die Staatsflugheit in den Prozeß; ich ward bald gewahr, daß mein Vetter ein Opfer seyn würde. Gerübet über sein Schicksal machte ich ihm den Plan aus dem Arreste zu entfliehen, welches mir leicht auszuführen gewesen, und wozu er auch völlig entschlossen schien. Einige Tage nach dieser Unterredung aber ward ich zu dem Feldmarschall Graf Königseck gerufen, welcher mir rieth, meinen Vetter zu verlassen, und deutlich zu verstehen gab, daß mein eigener Vetter mich errathen, den ganzen Anschlag gemeldet, und mich seinem Ehrgeize aufopfern wollte, um hierdurch zu zeigen, daß er nicht entweichen, sondern sein

Recht und Schickal abwarten wollte. Mein Vetter war ein Mann, der niemanden auf Erden Verbindlichkeit schuldig seyn wollte, und wirklich fähig war, seinen besten Freund in die Ewigkeit zu befördern, wenn er sich ihm verpflichtet glaubte. Wovon er auch einen Beweis an mir ablegte: denn wirklich hatte er einem gewissen Lieutenant eine Kompagnie und 1000 Dukaten versprochen, wenn er mit mir Handel suchte, und mich in die Ewigkeit schickte. Einmal wurde ich auch auf sein Anstiften auf öffentlicher Strafe Abends in Wien überfallen, da ich eben von ihm mit Prozesakten unterm Rokweggieng, allein das Papier hielt den Stich auf. Sodann schickte er mir 2 starke Fechter übern Hals, die ich aber blutig zurück schickte. Nun war ich aber einmal entschlossen, Wien auf ewig zu fliehen. Alle Freunde meines Veters wurden wegen des mir bezugten Undanks mißtrauisch gegen ihn, und verließen ihn; seine Feinde fanden nun keinen Widerstand zum Siege; er wurde folglich verurtheilt, und auf den Spielberg gebracht. Ich aber wollte mein Glück in Indien suchen, und reiste im August 1745. von Wien ab. Meine Rolle sollte jedoch in Europa und nicht in Asien gespielt werden. In Nürnberg auf meiner Reise, traf ich das russische Korps an, welches damals nach Holland marschiren, und auf deutschem Boden Friede machen sollte. General Lieven, ein Verwandter meiner Mutter, war der kommandirende General; ich wurde ihm vorgestellt, mein Vortrag gewann sein Herz, und von diesem

Augenblicke an war er mein Freund und Vater; er überredete mich in russische Dienste zu gehen, und ernannte mich zum Hauptmann beim Lobotskischen Dragonerregiment.

Der Friede erfolgte, wir marschirten nach Rußland ohne Schwerdstreich zurück. In Krakau schickte mich der kommandirende General Liewen mit 140 Kroaten auf der Weichsel nach Danzig, von da wir mit russischen Schiffen nach Riga transportirt wurden. Bei meinem Aufenthalte in Danzig ward mir abermals eine Falle gestellt; doch entgieng ich ihr nochmals, belohnte die preussischen Falkenjäger, wie sie's verdienten, und kam glücklich in Riga, und von da in Moskau an, wo sich damals der Hof befand. Nun war ich in Rußland, und bald eröffnete sich eine Aussicht zu dem glänzendsten Glück. Die ersten Personen des Hofes wurden bald meine Gönner und Freunde; ich wurde selbst der Kaiserin vorgestellt, die mich aller Gnade versicherte und mit einem goldnen Degen 1000 Rubeln am Werth, beschenkte. Meine besten Freunde und die als Väter für mich gesinnt, waren der östereichische und englische Botschafter; welcher letztere sich ganz besonders für mich interessirte. Allein in diesem Wohlstande, in dieser glänzenden Lage zeigte mir abermals das Schicksal seine Lüke. Mein Glück in Rußland mißfiel dem grossen Friedrich, der mir nunmehr in allen Winkeln der Erde nachspähete. Sein Minister suchte mich bei dem Staatskanzler Bestuschef, der mich schätzte und alles vertraute, verdächtig zu ma-

hen, und brachte es auch wirklich so weit, daß beschlossen ward, mich heimlich aufzubeben, und nach Sibirien zu schiffen. Allein Gottes gerechte Vorsehung rettete mich vom Verderben. Der ganze Handel ward entdeckt, und der preussische Minister gestand selbst, daß er Befehl von seinem Könige habe, zu verhindern, daß der Trent kein Glück in Rußland mache, und er habe die Pflichten eines Ministers erfüllen wollen. Für diese unschuldig erlittene Verfolgung schickte mir am folgenden Tage die Kaiserin ein Geschenk von 2000 Rubeln. Da ich mich nun immer mehr dem Glücke näherte, brach auf einmal ein ganz neuer Auftritt hervor, und der Vorhang zu meinem Trauerspiel wurde aufgezo- gen. Mein Vetter, der bekannte Panduren-Kommandant, war nämlich den 4ten Okt. 1749. in seinem Arreste auf dem Spielberge in Brünn gestorben, und hatte mich mit dem Beding zum Universalerben eingesetzt, daß ich keinem andern Herrn, als dem Hause Oesterreich dienen sollte. Der österreichische Vothschafter am russischen Hof erhielt die Citation zu An- tretung der Erbschaft; allein ich wollte lange von Wien nichts wissen. Der österreichische und engli- sche Gesandte, stellten mir aber die Sache so vor, und bewogen mich durch so triftige Gründe, daß ich mich zur Reise nach Wien entschloß. Ich eilte dahin, und seit diesem Augenblick hatten alle Freuden meines Lebens ein Ende. Ich gerieth in ein Laby- rinth von Prozessen, in die Gewalt böser Menschen, und alle mögliche Drangsale schlugen über meinem Kopf zusammen.



Ich übergehe die außerordentlichen, beinahe beispiellosen Ränke, Verfolgungen und Unterdrückungen, welchen sich der Freiherr von der Trenk in Wien ausgesetzt sah. Seine Ernennung als Universalerbe von seinem Vetter nutzte ihm wenig oder nichts, vielmehr mußte er zu Vetreibung der Prozesse von seinem eigenem Vermögen zusehen. Das trenkische Vermögen ward ein Raub des Geizes und der niedrigsten Habgucht. Der Freiherr hatte einmal das Unglück verfolgt zu werden, die Hefigkeit seines Triebes zur Wahrheit, erregte ihm Feinde, die ihn bei Friedrich dem Großen so schwarz, als bei Maria Theresien verdächtig schilderten, und seiner Feinde waren viele und große; sie siegten. — Aber selbst das Testament seines Veters war schon so eingerichtet, daß es dem Freiherrn nachtheilig, und seinen Feinden die schönste Gelegenheit für ihre Absicht geben konnte; wie es seines Veters Wille auch war, der sich kurz vor seinem Tode noch also erklärte: „Jetzt sterbe ich mit der Freude, daß ich meinen Vetter noch nach meinem Tode chikaniren und unglücklich machen kann. — Enug davon; ich gehe an die Erzählung der schrecklichen Gefangenschaft in Magdeburg. Zur Entschädigung, sagt der Freiherr v. d. Trenk, für alles was ich verlohren und erduldet hatte, erhielt ich eine Rittmeisterstelle. Man hatte vergessen, wer ich war, ehe ich nach Wien kam, wußte auch nicht, daß ich bereits in zweien Monarchen Diensten eine angetragene Staatsoffizierstelle ausgeschlagen hatte, weil ich sichres Glück

und Reichthum in Oesterreich koste. Mißvergnügt mit meiner Lage, mit meinem ganzen Schicksal, verließ ich Wien und reiste nach Ungarn zu meinem Regimente. Mein Oberst der Graf Bettoni, war ein rechtschaffener Mann, dessen Vertrauen und Freundschaft ich bald gewann; ich ward gleich der Hauptmitarbeiter desselben, und im Lager 1753. bei Pest gab er der Monarchin selbst das Zeugnis, ich habe das meiste zur Ausbildung des Regimentis beigetragen. Meine Güter blieben aber verlohren. — Im Merz 1754. starb meine Mutter in Preußen. Ich forderte vom Hofkriegsrathe Erlaubniß auf 6 Monate nach Danzig zu reisen, um meine Familienangelegenheiten mit meinen Geschwistern zu vergleichen, weil in Preußen mein Vermögen, folglich auch alle mögliche Erbschaften konfiscirt waren. Diese Erlaubniß erfolgte, und ich reiste im Mai nach Danzig, wo ich von neuem in die preussische Hände gerieth, und wo sich der zweite Hauptaustritt meiner Lebensgeschichte anfängt, bei deren Durchlesung jeder fühlende Mensch zurückschauern, auch gewiß einen Mann bedauern wird, welcher jetzt mit vorwurfsfreier Seele öffentlich auftritt, und seine erlittenen auch rühmlich überstandene Drangsale treu erzählt. Wie gesagt, reiste ich aus Ungarn, wo ich als Rittmeister in Garnison stand, nach Danzig, wohin ich meine beiden Brüder und meine Schwester berufen hatte. Die Hauptabsicht war aber, eine Reise nach Petersburg zu machen, um daselbst meiner Freunde Rath und Hülfe zu suchen, weil die

Wiener Prozesse und Verfolgungen noch immer fortwütheten, und meine wenigen Einkünfte, auch sogar meine Rittmeistergage kaum hinlänglich waren, Advokaten und Kosten zu bestreiten. Besonders merkwürdig ist aber, was mir in der Folge der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Gouverneur von Magdeburg, versichert hat, daß er nämlich wirklich bereits Befehl aus Berlin erhalten hatte, mein Gefängnis zu bereiten, ehe ich aus Ungarn abgereist war. Noch mehr! Man hatte aus Wien nach Berlin berichtet: der König möchte auf seiner Hyth seyn, der Trent würde sich in der Gegend von Danzig aufhalten, wenn Er zum Kampement nach Preußen reisen würde. Kann wohl der ärgste Bösewicht solche Bosheit erdichten, um einen redlichen Mann unglücklich zu machen! Indessen ist es wirklich geschehen. Unwidersprechlich ist es demnach, daß ich durch eigennützig Menschen in Wien verrathen und verkauft wurde, denen dran gelegen war, daß ich ewig schweigen sollte. Dergleichen Leute haben in Berlin mit einem gewissen Herrn von Weingarten, der damals bei dem Kaiserl. Gesandten Grafen Purbela als Gesandtschafts-Sekretair in Diensten war, im Verständniß gestanden, und durch ihn mein Unglück befördert. In Danzig besuchten mich gleich nach meiner Ankunft meine beiden Brüder und Schwestern. Unsrer einige Bekanntschaft in Danzig, war der Kaiserl. Resident Abramson, an welchen ich aus Wien Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte, und welcher uns mit Höflichkeit fast verschwenderisch

überhäufte. Dieser war eigentlich das Werkzeug meines Unglücks, und mit dem preussischen Residenten Keimer verstanden, der mir schon ehemals, wie zu seiner Zeit erzählt worden, nachstellte. Kaum waren meine Geschwister nach Hause gereist, so war ich entschlossen sogleich zur See nach Rußland zu fahren; Abramson hingegen wußte mich durch tausend Hänke noch 8 Tage in Danzig aufzuhalten, um die Falle für mich fertig zu machen. Denn da der König von Preußen meine Auslieferung vom Danziger Magistrat forderte; dieses aber ohne Beleidigung des Kaiserl. Hofes unmöglich geschehen konnte, weil ich als wirklicher Rittmeister in denselben Diensten stand, auch mit hoffkriegsräthlichen und Staatskanzleipässen versehen war, so hat vielleicht eine oder die andere Einwendung das Hin- und Herschreiben erfordert, welches den Entschluß verzögerte; und eben deshalb wurde Abramson gebraucht, um mich noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entscheidung aus Berlin eintraf, und der Magistrat in Danzig zu offenbarer Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit bewogen ward. Endlich rückte der Tag heran, da ich mit einem eben nach Riga segelfertigen Schif abreisen wollte; mein Schifsal hatte aber etwas anders beschlossen. Abramson betrog mich; er schickte seine Leute auf die Rhede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, ich verließ mich auf seine Antwort — Nachmittags sagte er mir, er habe selbst den Schiffer gesprochen, welcher erst am folgenden Tag in

die See gehen werde, und dann wollte er mich, nach eingenommenem Frühstück in seinem Hause, bis an Bord begleiten. Ich wollte dennoch meine Bagage an das Schiff bringen lassen, und auf demselben schlafen, weil ich eine gewisse innere Unruhe in mir empfand, die mich von Danzig forttrieb, hiervon hielt er mich zurück, riß mich halb gewaltsam mit sich, die Gesellschaft war bei ihm gros und angenehm, und erst gegen 11 Uhr gieng ich nach Hause. Kaum war ich im Bette, hatte ein Buch vor mir, und las, so klopfte man an meine Thür, die nicht verschlossen war, und 2 Kommissarien der Stadt von mehr als 20 Grenadieren begleitet, traten so geschwind um mein Bett herum, daß ich keine Zeit mehr hatte, mich zu vertheidigen. Meine 3 Bedienten waren bereits arretirt um mir nicht zu Hülfe zu kommen, und mir ward bedeutet: „Der löbliche Magistrat sei genöthigt, mich als einen Delinquenten Sr. Maj. dem Könige von Preussen auszuliefern.“

Man kann sich vorstellen, wie mir in diesem Augenblicke unter Verräthers Händen zu Muthe war. Man führte mich ganz in der Stille in das Gefängnis der Stadt, wo ich 24 Stunden blieb. Gegen Mittag kam der Kaiserl. Resident Abramson zu mir, stellte sich bestürzt, mitleidig und aufgebracht, sagte, er habe beim Magistrat ernsthaft gegen meine Auslieferung protestirt, und — hatte im Grund gar nichts für mich und seine Pflicht gethan, sondern war bestochen. Er rieth mir nun, ich sollte ihm

meine Schreibtafel und Pretiosa vertrauen, weil man mir ohnedies alles abnehmen würde. Er wußte, daß ich von meinen Geschwistern gegen 7000 fl. in Wechselbriefen empfangen hatte. Diese übergab ich ihm, behielt aber meine Ringe, die allein bei 4000 fl. werth waren, und ungefähr 60 Luisd'or im Beutel. Er umarmte mich, versprach noch alles zu thun, ja sogar Anstalten vorzunehmen, daß der Pöbel meine Auslieferung verhindern sollte, welche ohnedies erst binnen 8 Tagen erfolgen könnte, weil der Magistrat selbst noch unentschieden über einen so wichtigen Schritt wäre, und gieng mit Tröfodillenthränen davon. In der folgenden Nacht traten 2 Kommissarien von der Stadt, nebst dem preussischen Residenten Keimer und einer Häscherschaar in das Zimmer, ein preussischer Offizier nebst etlichen Unteroffizieren waren dabei, und ich wurde von der Stadt derselben förmlich übergeben. Hierauf gieng sogleich das Plündern an. Keimer riß mir die Ringe vom Finger, nahm mir die Uhr, Tabatiere und alles weg, was ich hatte. Man gab mir weder einen Rock noch Hemd von meiner Equipage mit, und führte mich in einer überall zugeschloßnen Kutsche, in welche 3 Preußen mit mir einstiegen. Ein Kommando Danziger Miliz umringte den Wagen, und so führte man mich bis ans Thor. Dieses wurde geöffnet, und vor demselben empfing mich ein Haufen Stadt- dragoner, welche den Wagen bis Lauenburg an die pommerische Grenze begleiteten, der so schnell als möglich vorwärts getrieben wurde. In Lauenburg

Empfang mich ein preussisches Husarenkommando von 30 Pferden mit einem Lieutenant, und so wurde ich von Garnison zu Garnison bis Berlin transportirt. Ehe ich jedoch noch nach Berlin gebracht ward, gab man mir verschiedenemal die leichteste Gelegenheit zur Flucht, so lange nämlich die Standquartiere der württembergischen Dragoner dauerten. Der Herzog von Württemberg, Vater der gegenwärtigen Großfürstin von Rußland, der in N. N. kommandirte, ließ sich mit mir in eine Unterredung ein, ward gerührt und behielt mich bei Tafel, auch den ganzen Tag in seiner Gesellschaft, wo ich gar nicht als Arrestant behandelt wurde. Kurz, erst in der Folge habe ich bemerkt, daß mir der großmüthige Herzog Gelegenheit zur Flucht geben wollte, und deshalb ganz besondere Befehle an seine Offiziere gegeben haben müsse. Weil ich mich aber so gut behandelt, und so unvorsichtig eskorirt sahe, bildete ich mir ein, daß, da der Transport grade nach Berlin gieng, der König mich sprechen würde, weil ich ihm damals sehr viel von dem bevorstehenden Plane des angezeigten 7 jährigen Kriegs hätte sagen können, indem mir das ganze Geheimniß durch die wichtigste und sicherste Korrespondenz nach Rußland bekannt war, und daß ich diese Korrespondenz führte, war in Berlin besser als in Wien bekannt. Deshalb glaubte ich nicht in Berlin unglücklich zu seyn, und blieb mit Blindheit geschlagen. Von Berlin, wo ich 3 Tage saß, wurde ich unter starker Bedeckung nach Magdeburg gebracht. Hier überlieferte mich der

Offizier dem Kapitain von der Hauptwache auf der Citadelle. Gleich wurde ich in das mir bestimmte Gefängnis geführt, welches bereits für mich zugerechnet war.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

---

### Vom Anbau verschiedener Kohlarten und deren grossen Nutzen in der Haushaltung.

Die verschiedenen Kohlarten, die in der Haushaltung von grossem Nutzen sind, und deren Anbau man hier beschreiben will, sind: der sogenannte Kabus = (Weiß-Kraut) Savoye = Wirsing = Blumen- und brauner Kohl. Alle diese Arten geben nicht nur ein ganz vortrefliches Gemüse auf unsern Tisch, sondern der Abfall von demselben dienet auch zu einem guten Futter für's Vieh; und aus dieser Ursache verdienet der Anbau derselben dem Landmann sehr empfohlen zu werden. Da indessen so viele mit dem Anbau noch immer nicht recht fertig werden können, viele klagen, daß er bei ihnen nicht gerathen, nicht schliessen wolle; so will man versuchen, vorerst einiges von der Art und Weise, alle diese Arten anzuziehen, bekannter zu machen; sodann den Nutzen zeigen, den man in der Haushaltung, besonders in Absicht auf das Vieh haben könne.



Zuerst vom

weissen Kohl, (Kabus.)

Man gibt diesem verschiedene Namen: Weiskraut, Cabus, Kappes, Hauptkraut, und weisser Kopfkohl. Man hat verschiedene Arten davon, als z. B. den Braunschweiger grossen platten Kohl, den Erfurter grossen und kleinen Kohl, den Strasburger Kohl, den Holländischen Kohl und mehrere Arten. Man säet den Samen dieser Kohlarten im Frühjahr sobald die Erde offen ist; denn je früher man solchen säet, desto besser bekömmt er; die beste Zeit ist immer Anfangs März. Das Erdreich muß vor dem Winter wohl gegraben, und nicht zu mager seyn. Ist dieß so zubereitete Beet besäet, so wird der Same mit einer Haue untergezogen, auch mit einem Brett behende zugeschlagen. Ist aber das Land im Herbst nicht umgraben worden, sondern erst im Frühjahr; so muß der gesäete und untergezogene Same, Fuß vor Fuß eingetreten werden, damit er nicht hohl zu liegen kommt. Geschiehet dieses bei trockener Witterung, so wird das Aufkommen desselben dadurch sehr befördert. So bald die Pflanzen die gehörige Stärke haben, etwa am Ende des Mai, oder im Anfange des Junius, so schreitet man zum Verpflanzen derselben. Das Land, darauf die Pflanzen gebracht werden sollen, muß gleichfalls im Herbst stark gedüngt und gegraben seyn; denn frischen Mist verträgt der Kohl nicht. Auch darf, wenigstens in den 3 letzten Jahren, kein Kohl, von welcher Art es immer sey, darauf gebauet seyn. In einigen

einigen Gegenden, wo man ganze Felder mit weißem Kohl bauet, werden solche sehr stark gedünget, darauf tief und in schmalen Furchen umgepflügt und geeget; alsdenn eben so bepflanzt, als das Gartenfeld bestellt wird. Man nimmt nämlich eine Gartenschur, und pflanzt nach derselben den Kohl so, daß er in der Linie drittehalb Fuß von einander stehe, und eine jede Reihe von der andern eben so weit entfernt ist. Man hält es fast durchgehends als am besten, einen regnigten Tag dazu zu wählen. Sobald dieser verpflanzte Kohl anfängt sich etwas auszubreiten, macht man gleich den Anfang mit dem Behäufen desselben, zu dem Ende läßt man mit der Hake (Hau) die Erde nicht nur blos bei den Kohlpflanzen anziehen, sondern die ganze Reihe über, damit alles Unkraut gedämpft und vertilgt werde. Bei den Pflanzen aber muß es mit der Vorsicht geschehen, daß keine Erde in den Kopf oder aufs Herz derselben fällt, weil sie alsdenn leicht verdirbt; indessen wird sie so angehäuft, daß die zunächst an der Erde befindlichen Blätter etwas aufrecht zu stehen kommen, damit, wenn es regnet, das Wasser von den Blättern zu der Pflanze läuft. Nach 14 Tagen oder 3 Wochen wird das Behäufen (Anschaukeln) wiederholt, und alsdenn der Kohl seinem Schicksal überlassen, nur daß von Zeit zu Zeit das Unkraut ausgezogen (ausgejädet) wird. Wenn man im September findet, daß einige Blätter gelb werden wollen, muß man solche abblatten; auch kann man um Michaelis die übrigen großen Blätter zum Theil ab-

nehmen, und solche mit den andern zum Gebrauch fürs Vieh im künftigen Frühjahr bestimmen. Man schneidet nämlich alle diese Blätter auf der Hätlecke ganz klein, und macht solche in Tonnen, wie Sauerkraut, ein. Dieß gibt im Frühjahr ein vortrefliches Futter fürs Vieh, wenn es demselben auf Häffel von Stroh gegeben wird, und ist zugleich ein Präservativ für Krankheiten. So verfährt man beim Ausschneiden des weissen Kohls mit allem Abfall desselben. Am Ende des Oktobers, oder je nachdem die Witterung günstig ist, und man keinen Frost zu befürchten hat, schaft man denselben nach Hause. Je länger man solches aber ansehn lassen kann, desto besser ist es; denn er wächst nicht nur solange als er auf dem Stamme steht, sondern er hält sich auch nachmals desto länger im Winter, und faulet nicht so leicht an. Diesen abgeschchnittnen Kohl bringt man nicht gleich in Keller, sondern legt ihn im Hause an einen lüftigen Ort, auf Stroh, so daß die Blätter nach oben gefehrt sind. Sobald es aber im Hause frieren will, wird er in den Keller gebracht, und also vor dem Frost verwahrt: man legt solchen auf Brettern eben so, als vorhin gesagt worden. Auf solche Art hat man bis in April hin frischen Kohl. Es versteht sich von selbst, daß man ihn zuweilen durchsieht, und das abblattet, was faulen will. Sobald im Frühjahr die Witterung gelinde und bequem wird, läßt man den Kohl insgesamt aus dem Keller wieder in sein Herbstquartier, aber auch gleich wie-

der zum Keller bringen, wenn ein neuer Frost eintreten sollte. Auch bringt man den Kohl auf folgende Art durch den Winter. Man läßt nämlich im Herbste soviel Stauden, als man nöthig zu haben glaubt, mit den Wurzeln aus dem Lande nehmen, und sie von ihren araffen Blättern dergestalt reinigen, daß nichts als der Strunk, die Wurzel und der glattgemachte Kopf daran bleibe. Diese Stauden bringt man im Garten oder an einem andern Ort, wo sie für dem Vieh gesichert sind; setzt sie reihenweis in die Erde, so daß nur allein die Köpfe vorstehen, und alsdenn Kopf an Kopf befindlich ist. So läßt man sie stehen, bis Frost zu befürchten ist; alsdann gibt man ihnen ein Verdeck von Erbsen- oder langem Rosenstroh.

Will man selbst Samen von diesem Kohl ziehen, so nimmt man dazu die besten Köpfe, und zieht sie mit der Wurzel aus. Diese hängt man im Keller auf, und bewahrt sie vor dem Frost. Im April, und wenn der Frost vorüber ist, pflanzt man sie im Garten so tief, daß nichts weiter, als der Kopf davon zu sehen ist. Man wählt dazu einen sonnenreichen Ort, und setzt sie in Reihen anderthalb Fuß von einander. Den Samenstengel bindet man nachmals an einem beigesetzten Stof an. Am Ende des Julius oder zu Anfang des Augusts werden die Samen schon gelb und die Körner braun. Alsdann schneidet man sie ab, und läßt sie im Hause oder in der Luft auf einem Tuche nachreifen, worauf man den Samen (wenn er in Menge) ausdrückt. Man kann

auch die Kohlstämme zur Erziehung des Samens brauchen. Einiger Kohl verliert bisweilen durch Zufall seinen Kopf; nichtsdestoweniger pflanzt man die Stämme, welche gleichfalls austreiben, und eben so guten Samen bringen.

Von eben diesem Kohl und seinem Samen kann man auch einen Winterkohl ziehen, der nur bloß in Ansehung der Zeit der Aussaat des Samens von jenem unterschieden ist. Man sät den Samen am Ende des Julius oder im Anfange des Augusts. Wenn man die Pflanzen gehörig gezogen hat, daß sie nicht zu dick gestanden, auch vom Unkraute rein gehalten hat, so sind sie um Michaelis so weit, daß sie verpflanzt werden können. Man macht alsdann wo die Pflanzen stehen sollen, 5 bis 6 Zoll tiefe Furchen, und pflanzt darinn dieselben so tief, daß nur bloß das Herz frei bleibt, und nicht mit Erde bedeckt wird. Am sichersten des Frostes wegen ist es, daß man in der Furche jedesmal 2 Pflanzen bei einander, etwa 3 Zoll von einander setzt, und überdem noch Pflanzen zurückbehält, um die etwa Erfrorenen im Frühjahr zeitig ersetzen zu können. Ist der Winter dem verpflanzten Kohl nicht zu nachtheilig gewesen, und sind die meisten Pflanzen gut geblieben, so werden solche etwa am Ende des Maimonats verjogen, und allenthalben nur eine Pflanze gelassen, dazu man aber die ansehnlichste mit grossen Blättern und mit einem kurzen dicken Stamm versehenen auswählt. Besser ist es jedoch, die Pflanze, die nicht bleiben soll, mit einem scharfen Messer wegzuschneiden, da-

mit die Wurzel der nebenstehenden nicht beunruhiget, und im Wachsthum gehindert werde. Als denn läßt man die Furchen nicht allein zuziehen, sondern der Kohl wird nun auch behäufet. Um Johannis oder Jakobi Tag kann man diesen Kohl schon brauchen. In Ansehung der zu versetzenden Pflanzen ist noch zu bemerken, daß man eine jede zuvor wohl besieht, ob sie am Fuß auch keinen Fehler habe, oder sich ein kleiner Klumpen daran befinde, damit man solchen nicht mit pflanze.

#### Vom dem rothen Kopfkohl.

Dieser ist vom vorigen der Farbe nach unterschieden, und hat man dreierlei Arten: den blutrothen; den blasrothen, und den rothen mit grün vermischten; die beiden letztern Arten scheinen blos eine Ausartung zu seyn, welche ihren Grund in der Erziehung des Samens hat. Die Köpfe dieses Kohls sind gewöhnlich kleiner als die weißen, aber fast durchgehends hart und fest. Die Erdsöhle stellen ihm sehr nach, daher muß man den jungen Pflanzen mit Begießern sehr zu Hülfe kommen. Uebrigens wird er eben so wie die vorige behandelt; auch kann er wie der vorige zu einer Winterfrucht gemacht werden, wenn er im August gesäet, und um Michaelis verpflanzt wird.

#### Vom Savoyerkohl.

Dieser ist sehr gros und hat eine gelbe Farbe; ist vortreflich am Geschmak, und verdient daher mit

Fleis gebouet zu werden. In Ansehung des Anbaus ist er von den vorigen Arten gar nicht unterschieden. Man kann ihn als Sommer- und Winterkohl ziehen. Die Weite, in welcher man die Pflanzen von einander setzen muß, ist drittehalb Fuß; denn er treibt seine Blätter sehr weit. Er wird zu gleicher Zeit mit dem Weiskohl aufgeschnitten. Sollten aber einige Köpfe reifen wollen, so werden solche früher aufgeschnitten und verbraucht. Zum Samentreiben sucht man die schönsten gelbsten Köpfe aus, widrigenfalls erhält man davon einen Schlutterkohl und lose Köpfe.

#### Der Wirsingkohl.

Wird eben so wie die vorigen Kohlarten gebauet. Man hat davon eine doppelte Art: eine von grüner, und eine von gelber Farbe. Diese Art Kohl liebt ein fettes Erdreich, und seine Pflanzen müssen zwei Fuß von einander gesetzt werden. Bei dem Aufschneiden dieses Kohls, kann man sich einen grossen Vortheil verschaffen, wenn man den Kopf nur so weit er geschlossen ist, wegschneidet, und das Uebrige sitzen läßt, dann treibt der Strunk 4 — 6 junge Köpfe aus. Auch ein Winterkohl kann von dieser Art erzogen werden. Von dem Samen des Wirsingkohls wird an vielen Orten auch ein Blattkohl erzeugt, der zur Frühlingszeit bis in Julius ein wohl-schmeckendes Gemüse darbietet. Der Same wird nämlich im Sommer gegen das Ende des Julius

gesäet. Das Beet, worauf der Same gesäet werden soll, muß mittelmäßig gedüngt seyn, auch muß im Herbst oder gleich im Frühjahr umgraben werden, damit es den Pflanzen an Feuchtigkeit nicht fehlt. Ein solches Beet kann man vorher noch mit andern Sämereien bestellen, deren Gewächse vor Jacobi wieder wegkommen. Alsdenn braucht es nicht wieder von neuem gegraben zu werden, sondern man ebnet es bloß mit der Harke, und reinigt es vom Unkraut. Wenn die Saatzeit da ist, so wird der Same aus gestreut, flach untergeharbt, (untergerechet) und das Beet eben gemacht. Im Michaelis werden die Pflanzen in ein gutgedüngtes Land versetzt, wozu man einen schattigten Ort wählt, damit sie von Erdstößen nicht leiden; und in eine Gegend, wo sie einigen Schutz gegen den Frost haben. Man setzt sie in Reihen etwa einen halben Fuß von einander, und zwar so tief, daß selbst das Herz derselben völlig in die Erde kömmt, und nichts davon, als die langen Blätter etwa ein paar Zoll hoch aus der Erde kommen. Auf diese Art leiden sie am wenigsten vom Froste. Diesen Kohl kann man schon im Frühjahr brauchen, und mit dem Abblatten fortfahren, bis man anders Gemüse hat, alsdann gibt man die Pflanzen dem Vieh. Die Beete, wo auf man den Blattkohl gezogen hat, kann man viele Jahre hintereinander dazu gebrauchen, wenn sie nur in einiger Düngung erhalten werden; man kann auch einen Ort dazu wählen, wo sonst nicht gern etwas wachsen will.



## Der Blumenkohl.

Ist zwar keine Kohlart für den eigentlichen Landmann, wenn er aber nahe bei grossen Städten wohnt, gibt er einen guten Nahrungsweig für ihn ab; überdem hat er auch noch einigen Nutzen für sein Vieh davon. Man hat verschiedene Arten. Cyperschen, asiatischen, englischen, frühen und späten, groszköpfigen, und mit kleinen Blumen, auch Sommer- und Winterblumenkohl, je nachdem man den Samen ausset. Der Same des Sommerblumenkohls wird im März an einem warmen Orte gesät, damit die Pflanzen wider raube Luft gesichert sind. Weil aber die Erdoberfläche demselben sehr nachstellen, muß man sie fleißig mit Aschwasser begießen, und mit feiner Asche täglich dünne überstreuen. Sobald die Pflanzen die Größe haben, daß sie verätzt werden können, verpflanzt man sie an einen sonnenreichen Ort in fettes Erdreich, und behandelt sie übrigens, wie die vorigen Kohlarten. Man begießt und behaft sie fleißig. Den Winterblumenkohl zu ziehen, ist schwerer als bei andern Kohlarten, weil die Pflanzen weit zarter sind. Daher macht man dazu ein kaltes Mistbeet, worin man die Pflanzen setzt, die man aus dem im Julius gesäeten Samen erzogen hat. So lange noch kein Frost zu befürchten, läßt man es offen; alsdenn aber bringt man den Kasten in die Höhe, und legt die Fenster drauf. Bei zunehmender Kälte legt man Pferdemist unter den Kasten herum, und bringt Strohmatte über die Fenster, die man bei Tage etwas lüftet, damit die

Pflanzen nicht faulen. In der Mitte des Aprils etwa versetzt man diese Pflanzen an den gehörigen Ort in Garten 2 Fuß von einander, nimmt sie mit Begießen in Acht, und erwartet davon sehr frühe den besten Kohl. Von diesem Kohl braucht man auch die Blätter zur Fütterung, wenn man nämlich solche auf der Hackellade zerschneidet, und mit Salz in Fässern einmacht. Sie geben im Frühjahr ein angenehmes Futter, besonders für milchende Kühe, die solches gerne fressen, und wovon auch die Milch keinen solchen Geschmack annimmt, als wenn sie mit Klee gefüttert sind. Abwechslend selbst im Sommer mit geschnittenem Klee vermischt, bekömmt es dem Vieh sehr gut, und bewahrt es für mancherlei Krankheiten. Zur Verbesserung der Stallfütterung ist daher der Anbau vieler Kohllarten sehr zu empfehlen. Insonderheit ist

#### Der braune Kohl

Ein sehr nützlich Gewächs für Menschen und Vieh. Man hat davon eine doppelte Art, nämlich den niedrigen krausen, und den hohen braunen Kohl. Der Same dieses braunen Kohls wird sobald das Erdreich aufgethauet ist, gesät. Der Boden muß in guter Weise (oder gut gedüngt) seyn, damit der Same bald hervorkommen, die Pflanzen geschwind fortwachsen können, welches besonders der Erdsöhe wegen nöthig ist; von welchen sonst die jungen Pflanzen viele Anfälle haben. Dieser Kohl liebt ein fettes Erdreich, und verträgt frischen Düngen. Ob

aber das Land, worauf er versetzt werden soll, im Herbst oder erst im Frühjahr gegraben werde, gilt völlig gleich. Auf dieses Land setzt man die Pflanzen einen Quadratfuß von einander. Uebrigens thut man wohl, wenn man zu verschiedenen Zeiten Samen säet, und Pflanzen erziehet; denn wenn man jederzeit einen Vorrath davon hat, so kann man nach und nach seinen Garten, je nachdem andere Gewächse weggenommen werden, zu einem Kohlgarten machen. Dieser braune Kohl dauert den Winter aus, und bringt erst im folgenden Sommer Samen. Der niedrige Bardowiker Kohl ist ohne Zweifel der wohlgeschmeckteste, und hält sich am besten den Winter über, weil er am leichtesten vom Schnee bedekt wird. Wer aber um des Viehes willen diesen Kohl mit pflanzet, so wählt man am nützlichsten den hohen krausen. Gewis ist, daß der braune Kohl fürs Vieh von grossem Nutzen ist. Man blattet ihn ab, und gibt ihn gestossen den Schweinen sowohl als den Gänsen. Nicht weniger ist er den Pferden sehr heilsam, wenn sie die Drüse haben. Auch gibt man ihn dem Hornvieh gestossen oder geschnitten auf Häf sel, worauf die Kühe gute Milch geben. Zum Pflanzen desselben wählt man einen kühlen Tag und feuchte Bitterung. Zur Vertilgung des Unkrauts, behaft man ihn ein Paar mal wie den weissen Kohl. Gegen den Winter thut man am besten, ihn insgesamt auszuziehen, und einzuschlagen. Zu welchem Ende man Killen (Furchen), und zwar so tief macht, daß der Kohl einen Fuß tief in die Erde

kommt, und so dicht neben einander, als es der  
 Poll desselben leiden will. Dadurch bekommt er Schutz  
 vor dem Frost, und gesetzt auch, daß ein Theil er-  
 frieren sollte, so schlägt doch der so tief gepflanzte  
 Strunk im Frühjahr wieder aus. Um Samen da-  
 von zu erhalten, setzt man im Frühjahr so viel  
 Kohlstöcke als nöthig, an einen besondern Ort. Uebri-  
 gens gilt es gleich, ob sie noch Köpfe haben, oder  
 solche bereits abgeschnitten worden.

Alle Arten von Kohl leiden vielen Anfall von  
 Rauven: das sicherste Mittel zu ihrer Vertilgung  
 ist, daß man sich einige Tage die Mühe nicht ver-  
 driessen läßt, solche abzulesen.

---

### Von der Winterfütterung des Kindviehs, besonders der Kühe.

Es wird in unsern Tagen so vieles über die Win-  
 terfütterung des Hornviehes geschrieben, daß man  
 oft selbst nicht weiß, was man, um am besten zu  
 fahren, davon wählen soll. Was man bisher noch  
 darüber geschrieben, scheint immer entweder zu kost-  
 bar, oder mit zu vieler Beschwerde verknüpft zu  
 seyn. Aus dieser Ursache hofft man, daß diese Art  
 als die bequemste und beste gefunden werden wird,  
 die man hier mittheilt. Eine jede Kuh bekommt  
 im Winter ihr gemessenes Futter, und zwar täglich  
 10 Pfund Heu, und 25 Pf. Stroh. Vom letztern

läßt man etwa 5 Pf. zu Häfel schneiden, und was von dem übrigen, nachdem es das Vieh durchgefressen hat, zurückgelassen wird, dienet zur Streu desselben. Das Heu und Stroh wird alle Morgen durch einander geschüttet, und solches dem Vieh von Zeit zu Zeit in kleinen Portionen gegeben. Das erste Futter bekommt es des Morgens um 6 Uhr, das 2te, um 8 Uhr, das 3te um 10 Uhr, um 12 Uhr erhält es ein Futter Häfel; das 4te um 2 Uhr, das 5te um 5 Uhr, und das 6te um 9 Uhr, da ihm dann der ganze Rest gegeben wird. Aus einer vieljährigen Erfahrung weiß man, daß es gut sey, die Kühe, und überhaupt das Hornvieh von der Zeit an, da sie eingebunden werden, bis Neujahr gut zu füttern. Aus dieser Ursache läßt man dem Vieh bis Neujahr oder auch etwas länger, täglich eine gedoppelte Portion Heu reichen, und kürzt ihm dagegen soviel vom Stroh ab. Sobald aber die Kühe austrocknen, werden sie blos mit Stroh gefüttert; alsdann wird dasjenige Heu wieder gewonnen, was sie vorher mehr bekommen haben. Nach dem Kalben aber erhalten sie wieder ihr gewöhnliches Futter, ausser daß ihnen jedesmal auf dem Häfel sowohl, als in der Tränke ein oaar Hände voll geschrotener Hafer gegeben wird; denn nach Haferschrot geben sie mehrere Milch, als nach Rofenschrot oder Mehl. Man hält es für zuträglich, die Früchten nach der Ernte so bald wie möglich ausdreschen und aufschütten zu lassen: die bei dem Abschweifen und Reinmachen des Kornes sich findende Mehren, worinnen oft noch etwas Korn

beständiglich ist, werden an einen sichern Ort gebracht. Von diesem wird nachmals dem Vieh jedesmal eine Portion auf dem Häffel gegeben, welches aber unterbleibt, so oft in der Haushaltung brauner oder weisser Kohl gebraucht wird, da dann der Abfall von demselben gekostet, und statt der Aehren mit dem Häffel vermengt wird. Auf diese Art kann man genau bestimmen, wie viel ein jedes Stück Vieh zur Winterfütterung an Heu und Stroh bedarf, wie viel seine Unterhaltung kostet, und niemand setzt sich einer Gefahr aus, daß sein Vieh unnöthiger Weise mit Korn gefüttert werde. Bei dieser Behandlung befindet sich das Vieh außerordentlich gut, hält sich munter und gesund. Gegen das Frühjahr wird demselben eingemachter Kohl auf Häffel gegeben, denn ein guter Hauswirth läßt allen Abfall von weissen und andern Arten Kohl fein schneiden, in grossen Tonnen mit Salz einmachen, und so zum Futter aufbewahren. Anfangs will das Vieh zwar nicht gerne anbeissen, es wird aber bald daran gewöhnt, und die Kühe geben gute und viele Milch darnach, werden auch wegen des saftsauren Kohls gegen Krankheiten gesichert.

(Oekonomisches Portefeuille.)

---

## Morgenlied in der Erndte.

Hinaus ins Feld! schon lange sind  
 Die Vögel alle wach;  
 Und grüßen durch ihr Morgenlied  
 Den neugebornen Tag.

Schon wirbelt ihren Lobgesang  
 Die Lerche in der Luft;  
 Und von der Perlenflur wallt auf  
 Ein süßer Opferdust.

Schwing dich o Herz! auch mit empor,  
 Auf Flügeln des Gebets;  
 Wirf vor den Thron Allvaters dich,  
 Und danke ihm, der stets

Mit unbegrenzter Liebe uns  
 Als seine Kinder liebt;  
 Und dessen Segenshand uns hier  
 Schon tausend Freuden gibt.

Der uns mit seinem Allmächtsarm  
 Im Schlafe stets bewacht;  
 Und zur Erquickung für die Last  
 Des Tages schuf die Nacht.

Der unser Feld vor Hagel schützt,  
 Und unser Haus vor Brand;  
 Und vor des Krieges Mordgebrüll  
 Das liebe Vaterland.

Der stets die Erde schwänget, mit  
 Der reichsten Fruchtbarkeit;  
 Und schenkt uns alles, was gehört  
 Zur Erdenseligkeit:

Gesundheit, Freunde, Weib und Kind,  
 Und Weisheit, Ehr' und Gut,  
 Und, o das wünschenswürdigste!  
 Stets heitern, frohen Muth.

Und der den Himmel uns sogar  
 Versprochen, wenn wir ihn  
 Nebst allen Menschen lieben, und  
 Das Böse herzlich fliehn. —

Doch, wer erzählet alles, was  
 Allvater an uns that? —  
 Wie ist doch unser lieber Gott  
 So gut! so gut!! ,so gut!!!

L. C. Eccard.



### Von dem Privatleben Hyder Aly's.

Dieser Prinz, der uns in Europa durch seine Siege gegen die Engländer als ein guter Soldat bekannt worden ist, verdient in allem Betracht eine nähere Erwähnung, weil er unter seinen Landsleuten und Zeitgenossen ein wirklich grosser Mann war, der alles durch sich selbst ward, und in den Jahrbüchern der ostindischen Geschichte Epoche machen wird. Als der jüngere Sohn eines gewöhnlichen Lehnträgers schwang er sich, ohne die in seinem Vaterlande üblichen Hülfsmittel von Mord und Bestechung zu gebrauchen, durch Klugheit, Mäßigung, Gerechtigkeitsliebe und durch eine unter jenem Himmelsstrich seltene Thätigkeit und Anstrengung, zum Beherrscher mehrerer Reiche empor, genoss die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen und der benachbarten Fürsten, und starb mit Ruhm gekrönt, im ruhigen Besitz seiner mit Ehre erworbenen weitläufigen Staaten, eines natürlichen Todes. Dieß zusammengenommen sind in Ostindien so seltene Erscheinungen, daß es sich der Mühe lohnt, von dem Mann, an dem sie wahrgenommen werden, zu sprechen. Die Kriegsthaten Hyder Aly's sind bereits hinlänglich bekannt; hier also eine kurze Schilderung von seinem Privatleben, und Hofhaltung, die theils um seiner selbst, theils um der Originalität und Neuheit indischer Sitten und Gebräuche für interessant erkannt werden wird.

Hyder

Zyder Aly, geboren 1728, war ein Mann von ohngefähr sechstehalb Fuß, ziemlich stark, doch sehr gelenk, und zu Strapazen abgehärtet; er hatte große Gesichtszüge, eine verhältnißweise nur kleine, aufgestuzte Nase, und etwas dicke Unterlippe. Bei alledem, und ungeachtet seine Farbe, weil er größtentheils im Felde gelebt, und der Sonne sich ausgesetzt hat, dunkelbraun war, hatte sein Gesicht dennoch viel Befallendes und Einnehmendes, wozu sein offener gutmüthiger Blick nicht wenig beitrug. Gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, besonders der Muhamedaner, trug er weder Kinn- noch Knebelbart. Seine gewöhnliche Kleidung war, wie bei allen vornehmen Indianern, von dem feinsten weissen Musselin, dem Schnitt nach wie die um den Leib und auf den Armen glatt anliegenden sogenannten englischen Leibkleider unserer Frauentzimmer gemacht, der herabhängende Untertheil aber dagegen desto länger und voller eingelegten Falten. Sein Turban war ebenfalls von weissem Musselin, platt und sehr groß; die Schuhe hatten eine nach dem Schienbein einwärts gekrümmte lange Spitze. In diesen beiden Stücken seiner Kleidung war er ganz nach der alten Mode des Landes, indes die süßen jungen Herren seines Hofes, nach der neuen Mode, den Turban und die Schuhe so klein trugen, daß jener kaum auf dem Kopf, und diese kaum über die Sehnen gehen. Zyder Aly trug weder Halsband, noch Ohrbänder, oder Ohrringe, überhaupt weder auf dem Kleide noch Turban Juwelen. Im Felde, wo er

Z. B. 1788.

R

beständig zu Pferde saß, hatte er für sich und seine Generals eine eigene Uniform fast nach europäischem Zuschnitt eingeführt, welche, ohngefähr nach Art unserer Husarenuniform, in einem bis über die Hüften herabreichenden Jäckchen von weißem mit goldenen Blumen durchwürkten Atlas, mit gelbem seidenen Zeuge, und zum Zubinden mit goldenen Schnüren versehen, bestand; dazu trug er weiße atlassene lange Beinkleider, einen weißen Leibgürtel, gelbe sammetne Stiefeln, und einen rothen Turban. Den Säbel führte er an einem von der rechten Schulter quer zur linken herabgehenden samtnen und goldgestickten Gehenge, auf der Schulter mit einer goldnen und mit Edelsteinen besetzten Schnalle befestigt. War er zu Fuß, so pflegte er nach europäischer Sitte, ein Rohr mit einem goldenen Knopfe zu führen. Er stand gewöhnlich, so bald es Tag ward, das ist dort zu Lande, des Morgens um 6 Uhr, auf. Seine Toilette, das heißt, das Abnehmen des Barts, welches, um Muhameds Gesetz auszuweichen, mit keinem schneidenden Instrument geschehen darf, und sein Anzug dauerten volle 2 Stunden. Während derselben kamen die Adjutanten, statteten von dem, was in der Nacht vorgefallen, Bericht ab, und holten sich weitere Ordres. Alle Depeschen, die in der Nacht eingelaufen, wurden ihm hier überbracht. Nach 8 Uhr kam er in den Audienzsaal, welches eine überaus große Halle ist, in welcher mancherlei Geschäfte zu gleicher Zeit getrieben werden. Im Hintergrunde

derselben war ein mit Schranken umgebener erhöhter Platz für den Prinzen, der dort auf einem Sopha mit untergeschlagenen Beinen Platz nahm. Sein Sohn, seine Verwandten und seine Vertrauten unter den Grossen waren in diesem Saal versammelt, um eine Art von Hofstaat um ihn her zu formiren. Dem Throne oder Sopha zur linken Hand, welches in Indien die Ehrenstelle ist, saßen mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern 30 bis 40 Sekretairs. Diesen ließ Zyder die Depeschen, welche er bei der Toilette empfangen, zustellen, und jedem mündlich sagen, was drauf geantwortet werden sollte. Unterdessen, daß die Sekretairs die Expeditionen gleich auf der Stelle machen, unterhielt sich Zyder mit den Grossen seines Hofes, und wenn er Zeit hatte, trat er auf den Balcon, der auf das Innere des Schloßhofs hinaus gieng. Hier waren um diese Zeit allemal seine Elephanten in einen halben Kreis gestellt, und in dem Augenblick, da Zyder erschien, rufte ein Herold: „Die Elephanten des Königs begrüßen ihren Herrn!“ Bei diesem Ausruf beugten diese drauf abgerichteten Thiere smal die Knie; worauf sie weggeführt wurden. Nur kam Zyder in den Saal zurück, unterzeichnete durch Aufdrückung seines Siegels die fertigen Depeschen, und jetzt, da es ohngefähr halb zehn ist, gieng er, wie in Indien jedermann, zur Mittagstafel. Diese ist in Zeit von einer Stunde vorbei, und gleich nachher erschien er wieder im großen Audienzsaal. Seine Vertrauten, und die, so zu seiner Familie

gehörten, fanden sich wieder bei ihm zur Rechten und zur Linken seines Sopha ein. Man gieng die eigentliche Audienzzeit an. Wer etwas anzubringen hatte, konnte um diese Zeit Zutritt begehren. Zu diesem Ende stunden am Eingange zwölf und mehrere Tschubdars (Herolde oder Ceremonienmeister, wovon hier eine richtige Abbildung beigelegt ist) mit langen silbernen und vergoldeten Stäben. Wars einer von den Eingebornen, der eine Bittschrift zu überreichen hatte, so gieng er nicht selbst herein, sondern übergab sein Memorial einem dieser Tschubdars, und dieser legte es gleich auf den Teppich, auf welchem Hyder saß, ihm zu Füßen. Der Fürst winkte sodann einem der 30 Sekretairs, der gleich aufstand, sich vor dem Sopha des Fürsten auf die Fersen niederhufte, und in dieser Stellung das Memorial laut herlas. Hyder ertheilte gleich mündlichen Bescheid, oder wenigstens Verfügung, die der Sekretair auf seinem Sitz gleich ausfertigte, und dem draussen wartenden Supplikanten durch den Tschubdar zustellen ließ. Kommen um diese Zeit Courier an; so wurden sie geradezu von einem Tschubdar hereingeführt, der voraus gieng, und mit lauter Stimme ausruft: König Hyder! der Courier N. N. aus N. N. kommend, langt an, und grüßt seinen Herrn! Die Depesche ward alsdenn mit Beobachtung gleicher Ceremonien als bei Privatmemorialien, nur, wenn es Kriegsoperationen oder andere geheime Angelegenheiten betrifft, nicht ganz laut vorgelesen, aber in jedem Falle gleich

beantwortet. Wollte ein Fremder Zydern präsentirt seyn, so war jetzt die Zeit dazu, und er konnte sicher drauf zählen, als Fremder gleich vorgelassen zu werden. Zu dem Ende sagte er einem Tschubdar sein Anliegen, der ihn dann wie die Kouriere, unter lautem Ausruf seines Namens, Standes und Vaterlandes anmeldete. Auf erhaltene Erlaubnis führte er ihn herein, da denn der Fremde beim Eintritt 3 Verbeugungen auf die Art machte, daß er die flache Hand von der Stirn bis gegen die Erde herab bewegte. Zyder sprach alsdann mit einiger Affektation, als wenn er in wichtigen Unterredungen begriffen wäre, noch einige Minuten mit einem seiner Hofleute, und dann erst wendete er sich gegen den Fremden, der sich unterdessen neben seinem Führer, dem Tschubdar gestellt hatte, und der Etiquette gemäß, mit kreuzweis im Schoos ruhenden Händen den Befehl erwartete, sich zu nähern. Diesen ertheilte ihm Zyder durch einen Wink mit der Hand. War es ein Gesandter, oder ein europäischer Offizier, der seine Dienste anbot, oder ein europäischer Kaufmann, der Waaren hatte, so ward ihm gemeinlich zur Rechten des Sopha, so daß er den Sekretairs gegen über saß, ein Volster zum Sitzen hingelegt. In jedem Fall bekam er gleich bestimmte Antwort. Das Zeichen, daß der Fremde abgefertigt, war, daß ihm Betel präsentirt ward. Er stand dann auf, und gieng wie beim Eintritt, mit 3 Verbeugungen wieder hinaus. Man kann sich vorstellen, wie unruhig es die ganze Audiengzeit über in dieser

grossen Halle seyn mußte, weil hier alle öffentliche Staatsgeschäfte verhandelt, Kouriere eingeführt, und wieder abgefertigt, Fremde vorgelassen wurden, u. d. m. Nach 3 Uhr hörte diese tumultuarische Audienz auf, und Hyder gieng in seine innern Apartments, um Mittagsruhe zu halten. Um halb 6 Uhr ohngefähr erchien er wieder in der grossen Halle, unterzeichnete die unterdessen auszufertigten Befehle, und sah dann in der Abendstunde dem Exerciren seiner Truppen zu. Mit Sonnenuntergang, welches dort gegen halb 7 Uhr ist, hörten die Geschäfte auf, und an deren Stelle nahmen, was wir an europäischen Höfen Cour und Apartment nennen würden, ihren Anfang. Eine Anzahl Fakelträger erschienen mit Wachslichtern, die auf silbernen Leuchtern in grossen, zum Theil gläsernen, zum Theil mit buntgemalten Musselin umgebenen Laternen stehen, und erleuchteten mit diesen alle Zimmer des Prinzen. Ohne die Laternen würden die Lichter nicht gebrannt haben, weil im Palast statt der Fenster blos Oefnungen seyn. Nun kommen die Minister, die Grossen des Reichs, alle Hofbedienten, der Adel, jeder im grössten Staat, in seidnen oder vom feinsten weissen Musselin gemachten, mit Gold durchwürkten oder gestückten Kleidern, die am Leibe und an dem Körper glatt anliegen, unterhalb aber voller Falten und so lang sind, daß sie die Füsse ganz bedecken, hinten aber mit einer langen Schleppe versehen. Die Vornehmen tragen am Turban, an den Ohren, um den Hals, um die Arme, und an

dem Griff des Dolchs Juwelen und Perlen; jeder-  
mann ist mit dem feinsten Riechwasser parfümirt,  
mit einem Worte, so reich und so zierlich als mög-  
lich gekleidet. Alle diese Herrschaften kamen, in Pa-  
lankins getragen, an, und stiegen im Vorhofe ab.  
Ihre Pagen tragen ihnen die lange Schleppe nach  
bis ins Vorzimmer; hier treten die Herren aus  
ihren Bambuschen (Pantoffeln), dann diese darf  
im Morgenlande kein Geringerer in Anwesenheit ei-  
nes Vornehmern anbehalten. Im Hereintreten  
grüßt man den Prinzen durch eine Verbeugung des  
Kopfs und des Oberleibes mit kreuzweis auf die  
Brust gelegten Händen, darauf verneigt man sich  
auf eine weniger devote Art gegen den Sohn des  
Fürsten, und die übrigen Grossen, die in eben der  
Art danken. Zyder erwiderte den Gruss dadurch,  
daß er die Hand an den Turban legte. Je vorneh-  
mer der Ankommende war, desto näher ward ihm  
von den Anwesenden zur Linken des Prinzen Platz  
gemacht. Unter den Hofbedienungen zeichnen sich  
die Arabsbeki (ungefähr was wir Kammerherren  
nennen würden) am meisten aus. Sie allein sind  
bewafnet, und führen ihren Säbel in der Scheide  
wie einen Stok in der Hand. Bei Zydern hatten  
deren täglich viere die Aufwartung. Sie mußten  
auf gute Ordnung sehen, und besonders dafür sor-  
gen, daß die Fremden Unterhaltung fanden. Um 8  
Uhr ohngefähr gieng das Schauspiel an. Dieß ward  
auf einer Seite der Halle, ohne Theater, von den  
Bajaderen (die schönsten jungen dazu bestimmte



Mädchen) vorgefellt, und bestund abwechselnd in Länzen, Gefängen und kleinen dramatischen Stücken, und dauerte bei 3 Stunden lang. Während das dieß an einem Ende des Saals vorgieng, ward am andern Schach gespielt, u. Syder saß allemal so, daß er die Bajaderen grade vor sich hatte; achtete aber am wenigsten auf ihre Künste, sondern redete oft unterdessen die wichtigsten Sachen mit seinen Ministern ab, oder diktirte wohl gar Ordres. An festlichen Tagen erschien während der Komödienzeit der Hofpoet. Dieser war an Syders Hof ein Mann von Ansehn, insofern er mit einem Anführer von 1000 Mann gleichen Rang, und einen monatlichen Gehalt von 1000 Rupien (650 Thaler) hatte. Er trat mit einem poetischen Wunsche im schwülftigen orientalischen Stil herein, und gleich hörten Schauspiel und Gesang auf. Drauf setzte er sich dem Prinzen gegen über, und deklamirte sein Gedicht. War der Poet fertig, so fingen die Bajaderen ihre Tänze wieder an, und ehe diese zu Ende waren, brachte man Sydern einen Korb von silbernem Laubwerk mit frischen Blumen; er nahm einige, gab andere den Vornehmsten, die um ihn waren, und dann präsentirte im Namen des Fürsten ein Page diesen Korb jedem Anwesenden, der keine Blume daraus nahm, und in demselben Augenblick nach der Gegend hin, wo der Prinz saß, eine tiefe Vorbeugung machte. Für keine ungleich größere Gunstbezeugung war es angesehen, wenn Syder eine Handvoll Blumen nahm, aus selbigen einen Kranz

knüpfte, und diesen jemanden, den er vorzüglich ehren wollte, eigenhändig um den Hals bieng. Dem glücklichen Sterblichen, dem dies wiederfuhr, ward nun, wenn er von der Cour herausgieng, noch einmal so viel Plaz gemacht als vorher, und am folgenden Morgen statteten in seiner Wohnung alle bei der Cour zugegen, gewesenenen Personen ihm über die ausgezeichnete Ehre ihren Glückwunsch ab. — Um 11 Uhr hört das Schauspiel auf, Syder gieng dann in seine innern Apartments, wohin ihm sein Sohn und seine nächsten Verwandten zur Abendtafel folgten, die gewöhnlich nicht länger als eine Stunde dauerte. Nachmitternacht legte sich dann jedermann schlafen.

### Warnungsgeschichte, kein frisches

Holz zu brennen.

In der Mitte des Jenner 1786, verbreitete sich das Gerücht: es habe ein Schneider zu Schraplau, unweit Halle, sich, seine Frau, und zwei Kinder, in einer Nacht vergiftet. Während, daß man von dem Ursachen einer so schrecklichen That sprach, geschah die Sektion; allein hier ward nicht das geringste Zeichen einer Vergiftung gefunden, sondern die Ursache des plötzlichen Todes dieser Personen war folgende. Mann und Frau hatten schon anderthalb Jahr nebst dem einen Kinde krank gelegen; das andere war aber gesund. In der Nacht, auf den 2ten Jenner, da es streng kalt war, wollten sich diese

Leute eine Güte thun, und auch des Nachts einbeizen. Es geschah, aber mit recht völlig grünem, frischem Pflaumenholz. Der Ofen war zum Unglück voller Nizen; der Dampf von dem grünen Holze drang durch, und so stark, daß alle diese Personen, bis auf eine Wärterin davon erkittet wurden. Ohne allen Zweifel würde auch diese das nämliche Schicksal gehabt haben, wenn sie nicht des Dampfes wegen einigemal aus der Stube hätte gehen müssen, und ihr die Natur durch ein entseiliches Erbrechen zu Hülfe gekommen wäre. Dies ist wahre altenmäßige Erzählung. Leider! sind die Beispiele von den traurigen Folgen des Gebrauchs grünen Holzes und des Kohlendampfes in verschlossnen Zimmer nicht selten, demohnverachtet macht der Schaden nicht flug.

### Woher es komme, wenn Kühe und Ochsen Blut harnen.

Welch schrecklicher Aberglaube von Hexerei bei dieser Erscheinung am Vieh noch auf die heutige Stunde herrsche, lehret die Erfahrung, und beweist, wie der Landmann, verführt von diesem Wahn, gewöhnlich thörichte Mittel wählt, die, anstatt sein Vieh zu retten, es vielmehr hinstürzen. Die ganze Erscheinung ist sehr natürlich, und pflegt sich im Frühjahr zu ereignen, wenn das Vieh die Weide wechselt, und von der Brach- und Feldweide auf die Wald- und Holzweide gebracht wird, und nun die jungen Triebe der Eichen, oder auch das junge Laub

von Buchen und Quitten gefressen hat, welches eine innerliche Entzündung macht. Offenbar ist es, daß dies Uebel vom Eichenlaube herrühre, weil zu der Zeit, wenn das Vieh solches frisst, noch keine andere Kräuter in den Wäldern sind; daher das Vieh die zarten jungen Eichentriebe sehr begierig aussucht. Es geht auch nicht eher davon ab, als wenn es ihm zu hart wird. Erfahrene Oekonomen haben bemerkt, daß Kühe und Erstkälge weit seltner, hingegen Stiere und Ochsen beinahe allemal damit befallen werden. Sobald sich die Farbe des Urins verändert, kann der Hirte gewiß seyn, daß das Blutharnen bald erfolgen werde. Das Vieh scheint sich äußerlich wohl zu befinden, bis es, wenn es alles Blut verlohren hat, auf einmal schwach wird, und binnen 24 Stunden umfällt. Sobald daher diese Krankheit an dem Vieh bemerkt wird, ist das Erste, das Vieh aus dem Walde zu behalten, und es wenigstens 24 Stunden dursten zu lassen; denn, was sonderbar ist, will das Vieh in dieser Krankheit beständig saufen; wird ihm dies zugelassen, so ist sein Tod unvermeidlich. Etwas altes gutes trockenes Heu aber kann ihm nicht schaden. Die Hauptsache aber ist, daß ihm solche Mittel gegeben werden, wodurch die Entzündung gewehrt, und die Schärfe eingewickelt wird; wozu nichts besser ist, als täglich 3 bis 4mal Molken. Ferner 3 bis 4 Tage hintereinander, Früh und Abends 3 Eierdotter unter 4 bis 5 Gläser Ram gemischt. Zum Futter gebt ihm sicher recht viel von der bekannten Zirtentafel. Manche Kühe fressen es gern,

weigern sie sich aber, so schneidet es klein, und steckt es ihnen Handevoll in den Hals. Zum übrigen Futter rathet man das zarteste und beste Gras von der Wiese, besonders jungen Sallat. Kühllende Nahrung ist das beste Mittel; hitzige Sachen befördern den Brand. Kommen Verstopfungen dazu, so gebt Clystiere von Rosken; hütet euch aber ja vor der fatalen Gewohnheit, ihm den verhärteten Mist mit Gewalt aus dem Mastdarm nehmen zu lassen, wodurch viele ihr Vieh, das noch gerettet werden könnte, selbst tödten. Ein Stük Vieh, das diese Krankheit einmal gehabt hat, bekommt sie niemals wieder.

**Was kein Mensch durch seinen Verstand kann, kann öfters ein Thier durch seine Sinne.**

Unweit dem blauen Gebürge in Nordamerika, dem Aufenthalte wilder Thiere, wohnte ein aus Frankreich der Religion wegen geflüchteter Landmann, Namens Cosfeyre, der bereits 11 Kinder hatte, und das rzte mit dem Trost erwartete, daß ein Kind in seinem gegenwärtigen Aufenthalte weiter nichts erfordere, als der Anbau von 2 Morgen Landes mehr, und eine Verstärkung der Heerde von sechs Hammeln. Eines Tags wurde das jüngste seiner Kinder, ein Knabe von 4 Jahren vermist. Er wurde lange allenthalben, wiewohl vergeblich ge-

sucht. Unterdeffen da die trostlosen Eltern weiter suchten, war ein mit Pelzwerk beladener Wilder in das Haus des Kolonisten gekommen, um da auszuruhen. Da er niemanden als eine alte Negerin antraf, fragte er: wo ist mein Bruder? Ach! sagte die Alte, er hat seinen kleinen David verlohren; alles ist fort, und sucht ihn. Geschwind blase ins Horn, rief der Wilde, damit dein Herr zurückkomme. Ich will ihm seinen David wieder verschaffen. Es geschah, der Vater kam, in der Meinung: David sei wieder da. Nein! sprach der Wilde, noch ist er nicht da; aber bald sollst du ihn wieder haben. Geschwind gib mir die Schuhe und Strümpfe, die David zum letztenmal getragen hat. O! säume nicht, gib sie her! Nun lies er sie von seinem Hunde stark beriechen, machte hierauf einen Zirkel um das Haus, wenigstens von einer Viertelstunde, wobei er seinem Hunde überall, wo er gieng, die Erde beriechen lies. Noch war der Zirkel nicht ganz fertig, als der Hund plötzlich zu bellen anfieng, ein Zeichen, daß er auf Davids Spur gekommen sei. Der Hund folgte nun mit der Nase an der Erde und unter Belken der Spur, und verlor sich in das Dickicht des Gebölzes. Eine halbe Stunde nachher kam er zurück, wedelte fröhlich um seinen Herrn herum, und lies ihn immer an, ihm zu folgen. Der Wilde folgte seinem Hunde, der ihn mitten im Walde unter einem grossen Baum führte, wo das Kind in einer Entkräftung lag, die dem Tode ähnlich war. Es hatte sich im Walde verirret, und nicht wieder

herausfinden können. Zärtlich nahm es der Wilde in seine Arme und eilte, es den Eltern entgegen zu bringen, deren Freude und Dankbarkeit gegen den Wilden sich leicht denken läßt, auch Liebesungen an den treuen Hund wurden wie billig, nicht vergessen.

### Etwas von den sogenannten Trut- oder welschen und indianischen Hühnern.

Die Truthühner sind zwar nicht von so allgemeinem Nutzen, als andere Arten von Federvieh, indessen ist mir doch bekannt, daß hier und da ein großer Handel damit getrieben wird, bei dem sich der Landmann sehr wohl befindet. Es wird daher nicht undienlich seyn, hier etwas davon zu sagen.

Eine gute Eigenschaft der Truthühner ist, daß sie groß und munter sind. Von welcher Farbe sie aber sind, das thut nichts zur Sache, wiewohl ich die weißen nicht sowohl ihres schönen Ansehens wegen den übrigen vorziehe, als vielmehr, weil sie ein zarteres Fleisch haben.

Gemeinlich rechnet man auf sechs Hühner Einen Hahn, der aber nicht über 3 Jahre alt werden, sondern mit einem jährigen verwechselt werden muß. Die Truthühner legen 2mal im Jahre; das 1te mal im März oder April, das 2te mal aber im August. Gemeinlich legen sie 15 Eier. Um sie zum Eierlegen zu bewegen, gebe ich ihnen unter das ordent-

Tische Futter einige gekochte Hanfförner, oder auch  
 türkisch Korn und Erbsen. Damit sie aber viele  
 Eier legen, so nehme ich ihnen die erstgelegten nach  
 und nach weg, da sie dann in ihrer Arbeit fortfah-  
 ren. Wenn sie nicht mehr legen wollen, so bleiben  
 sie auf dem Neste zum Ausbrüten sitzen, und sind so  
 erpicht darauf, daß man sie mit Gewalt wegnehmen  
 muß. Alsdann bereite ich für sie ein Nest an einem  
 Ort, wo sie ruhig sitzen können, und lege ihnen zum  
 1ten male 15, zum 2ten male aber 17 Eier unter,  
 und zwar allemal gute und frische. Man kann ih-  
 nen auch Enten- und Hühnereier zum Ausbrüten  
 unterlegen; von jenen etwa 20, von diesen aber 30  
 Stück, doch dürfen nicht von beiden Arten zugleich  
 untergelegt werden, weil Enteneier vier Wochen,  
 gemeine Hühnereier aber nur drei Wochen zur Aus-  
 brütung erfordern, und die Henne, wenn die Küch-  
 lein ausgekommen sind, das Nest verläßt, und die  
 übrigen Eier verderben. So gefräßige Thiere auch  
 sonst die Truthühner sind, so vergessen sie doch wäh-  
 rend der Zeit, da sie sitzen, Fressen und Saufen, und  
 würden entweder sterben oder doch sehr abnehmen,  
 oder wenn sie vom Nest giengen, die Eier erkalten  
 lassen. Aus dieser Ursache müssen sie zu dieser Zeit  
 sehr gewartet werden. Ich nehme sie daher täglich  
 2 mal behutsam vom Neste, und reiche ihnen ihr  
 Futter, das aus Haber oder Gersten besteht, wor-  
 unter ich klein gehaltenes Kraut z. B. Salat, Man-  
 gold u. d. al. menge; darneben gebe ich ihnen rei-  
 nes Wasser zum Saufen. Wenn sie gesättigt sind,



setze ich sie wieder eben so behutsam aufs Nest, damit sie die Eier nicht zerbrechen. Mit dem Ende der 4ten Woche ist die Zeit da, wo die Küchlein auskommen. Weil aber die Schale der Eier durch die Hitze sehr verhärtet ist, so halfe ich ihnen heraus, jedoch muß damit nicht zu eilig verfahren werden, sondern wenn ich die Küchlein pfeifen höre, öfne ich vermittelst einer Stenadel oder mit der Spitze eines Messers die Schale nur ganz wenig und zwar mit der Vorsicht, daß die Keuren nicht beschädigt werden; sodann helfen sie sich schon von selbst weiter fort. So bald sie ausgekommen, und, wie man zu sagen pflegt, nestreif geworden, d. i. unter der Henne abgetrotzet sind, nehme ich sie aus dem Neste weg; denn die Alte ist ein unbehülfliches Thier, und würde die Jungen leicht zertröten. Zu dem Ende fülle ich einen Topf mit Federn an, und setze sie hinein, bis sie alle ausgekommen sind; alsdann werden sie insgesamt wieder unter die Henne gegeben. Weil aber die jungen Trutbhüner die Kälte nicht vertragen können, so thue ich sie nicht nur des Tags in einen warmen Stall, bis sie etwas herangerachsen und stark worden sind, sondern ich thue sie auch alle Nächte mit ihrer Mutter in einen mit Federn und reinen kleingeschnittenen Heu angefüllten Korb, damit sie desto besser unter den Fittigen der Henne sitzen können. Da die jungen Trutbhüner sehr zart, und Anfangs weder Wind noch Regen, oder starke Sonnenhitze vertragen können, müssen sie bei starkem Wind und Regen zu Hause behalten werden;

bei

bei der Sonnenhitze aber ist es gut, sie etwa in einen Baumgarten zu bringen, wo sie hinlänglichen Schatten finden. Auch sehe ich dahin, daß sie an keinen Ort kommen, wo viele Brennnesseln wachsen; denn wenn sie darzwischen gerathen, so zerfleischen sie sich die Füße, und werden leicht lahm. Am besten ist's daher, sie mit der Mutter in geräumige von Weiden geflochtene Körbe zu setzen, nur muß das Futter in kleinen Gefäßen außerhalb des Korbs gesetzt werden. Besonders darf kein Wasser innerhalb des Korbs kommen, weil ein kothiger Boden ihnen höchst zuwider ist. In Ansehung der Fütterung verlangen diese jungen Hühner auch eine besondere Behandlung. Anfangs füttere ich sie mit hartgesottenen und kleingehakten Eiern, womit ich etwas geriebnes Brod oder Semmelkrumen vermenge. Nach 3 Tagen verändere ich das Futter, und gebe ihnen gehakte Nesselblätier darunter. Nach 5 Tagen bekommen sie eingeweichte Semmeln, geriebenes Brod und Grütze, Quarkkäse, den sie vorzüglich gerne fressen, Hirse, reine Schnittlauch, Rauten und gehakten Nesseln vermengt. Nach Verlauf von 6 Wochen lasse ich sie schon aufs Feld und in die Wiesen treiben, wo sie Würmer und anderes Ungeziefer in Menge finden, und genugsame Nahrung haben. Jedoch dürfen sie des Tags nicht länger als etwa 4 Stunden draussen seyn, und des Morgens nie eher ausgetrieben werden, bis der Thau vom Grase ist. Wenn sie zu Hause kommen, erhalten sie ihr gewöhnliches Futter, welches aus angerührter Kleie und ausge-

Droschnen Körnern mit gekackten Messeln vermischet  
 besteht. Auch kann ihnen faules und vom Winde  
 abgeworfenes Obst zerstoßen gegeben werden, oder  
 auch gekochte Rüben, welches sie gerne fressen und  
 ihnen sehr wohl bekömmt. Ingleichen ist es sehr gut,  
 wenn der abgeblatte Kobl an einer Schnur aufge-  
 hängt wird, daß sie davon fressen können. Anfangs  
 gebe ich ihnen das Futter auf einem Tuche, damit  
 sie nicht etwa auf die harten Steine piken; denn da  
 sie nur noch weiche und schwache Schnäbel haben,  
 so würden sie entweder davon krank werden, oder  
 wenigstens krumme Schnäbel davon tragen. In An-  
 sehung der Körner, die ich ihnen gebe, gebrauche ich  
 die Vorsicht, solche wohl zu reinigen, weil sie wi-  
 drigenfalls leicht den Piss bekommen. Haben meh-  
 rere Truthühner ihre Jungen zugleich ausgebrütet,  
 so setze ich diese zusammen, und vertraue sie der be-  
 sten und größten Henne zur Führung an; die andern  
 aber lasse ich wieder zum Hahn, damit sie wieder le-  
 gen und aufs neue ausbrüten mögen. Um aber die  
 Truthähne und Truthühner bald feiste zu machen,  
 lasse ich einen Nudelteig verfertigen, und vermenge  
 solchen in den ersten 8 Tagen mit etwas Antimo-  
 nium crudum, das reiniget und versüßet ihr Blut  
 und befördert die Fettigkeit sehr. Auch lasse ich die-  
 sen Teig mit etwas Pfeffer und Salz würzen, und  
 etwas Masz mit hineinfacten. Damit werden diese  
 Thiere des Morgens sehr früh, ein paarmal des Tags,  
 und des Abends späte gestopft. Wer die Truthühner  
 aber ohne viele Mühe und Kosten unterhalten und

fett machen will, der gebe ihnen die Spreu von allen Arten Getreide, besonders worunter sich viel Unkrautsaamen befindet; dies ist ihnen sehr zuträglich. Wie schon erwähnt worden, sind diese Thiere in ihrer Jugend sehr zärtlich, und mannigfaltiger Gebrechen unterworfen; ich halte es daher für gut, ihnen sobald sie ausgetrocknet sind, ein Pfefferkorn mit etwas Milch verschlucken zu lassen, welches ich wöchentlich ein paarmal wiederhole, so lange, bis sie aufs Gras kommen. Auch pflege ich zur Stärkung die Füße gleich in Brandwein zu setzen und bald wieder herauszuziehen. Der Schierling ist für sie ein Gift, etwas Baumöl ihnen eingegeben, ist ein sicheres Gegengift. Ueberhaupt wenn ich merke, daß ein Stük krank werden will, so gebe ich ihnen ein wenig Wein oder Brandtwein, worauf sie bald wieder genesen. Auch Spinnweben sind ein gutes Heilmittel. Die Truhhühner bekommen zuweilen, wenn sie schon groß sind, geschwollene Köpfe, woran sie oftmals bald sterben, wenn ihnen nicht schleunig geholfen wird. In diesem Fall wasche ich ihnen den Kopf mit dem Wasser, in welchem die Schmiede ihr Eisen abkühlen, und gebe ihnen Frauenhaar (Adiantum) mit gleich viel Bessfuß (Artemisia) vermengt, zu fressen; auf 4 Hühner rechne ich von jedem eine halbe Handvoll. Betommen sie, wie es zuweilen geschieht, Blasen an der Zunge oder am Hintern, so öfne ich solche mit Vorsicht vermittelst einer Nadel. Das Kennzeichen dieser Krankheit ist, daß sie ihre bisherige Munterkeit verlieren.

## Anekdoten von Friedrich dem 2ten.

Friedrich hatte ganz das weiche Herz, alle die kleinen freundlichen Neigungen, die die sanfteste Seele bezeichnen. Unter diesen letztern gehört seine Neigung zu den gutmüthigen, treuen Geschöpfen, den Hunden, denen er besonders zugethan war. In seinem Cabinet lagen immer eine Menge kleiner lederner Bälle, womit er diese treuen Gefährten spielen ließ. Wenn sie krank waren, ließ er sie sorgfältig verpflegen. Einer von diesen seinen vierfüßigen Günstlingen begleitete ihn überall in seinen ersten Feldzügen. Bei einer Gelegenheit, wo er sich allein zu weit gewagt hatte, und plötzlich ganz wider Vermuthen auf einen Trupp Panduren sties, war er genöthigt, sich in einen Graben unter eine Brücke zu stellen, wo er vor jedermann verborgen war, nur daß er nichts anders vermuthen konnte, als daß sein kleines Windspiel Biche ihn bei dem Geräusch der Pferde, die über die Brücke trabten, durch Bellen verrathen würde. Biche drängte sich aber, als kenne sie die Lage ihres Herrn, ganz dicht an ihn, und gab keinen Laut von sich. Der König begegnete bald hierauf dem General-Lieutenant von Rothenburg, dem er lachend die Biche als seine treueste Freundin vorstellte. Nachher gerieth das Hündchen in der Schlacht bei Soor mit des Königs Gepäcke in die Hände der Oesterreicher. Die Generalin Nadasski

nahm es zu sich, und mußte verschiedne male darum  
 ersucht werden, ehe sie sich entschliessen konnte, es  
 wieder herauszugeben. Der König saß eben und  
 schrieb, als Biche wieder kam: Rothenburg ließ  
 sie leise, ohne daß es der König bemerkte, in die  
 Thür hinein, und mit einem male stand sie auf dem  
 Tische vor dem König und legte die Vorderpfötchen  
 um seinen Hals. Der König freute sich so sehr, daß  
 ihm die Thränen in die Augen traten. Biche hat  
 ein kleines Denkmal in Sanssouci bekommen, und  
 ihre kleine Nachkommenschaft hat der König bis an  
 sein Ende um sich behalten.

Ein angesehenr Geistlicher hat den König um ein  
 Stück Land, um Kolonisten unter seiner Aufsicht  
 darauf anzusetzen. Der Monarch schrieb folgendes  
 unter seine Bittschrift:

Paulus machte Christen

Aber keine Kolonisten.

Der König hatte im 7jährigen Kriege sein Haupt-  
 quartier in Leipzig. Es ist bekannt, wie wenig er  
 auf seine Garderobe, besonders im Felde verwendete.  
 Nun aber konnt er nicht umhin, sich eine neue Uni-  
 form machen zu lassen. Er lies einen Schneider  
 rufen, der aber den Monarchen durch sein langes  
 Aussenbleiben ungedultig machte. Endlich kam er

in einem schönen mit 2 Pferden bespannten Wagen, einen Bedienten oder Gefellen hinten auf, vor das Königs Quartier angefahren. Der Schneidermeister stieg aus, und wurde in das Königs Zimmer geführt. Er erschien vor dem Monarchen in einem schwarz sammetnen Kleide, weissen seidnen Strümpfen, kostbaren Steinschnallen, Uhr und Ringen, und einem Degen an der Seite. Der König liess ihn stehen, und that nicht als wenn er ihn bemerkte. Dem Schneider war zuletzt die Zeit lang, endlich wagt er es, den König zu fragen: „was Se. Maj. zu befehlen habe, er sei der Schneidermeister, der das höchste Glück erlangen sollte, Allerhöchstdenen- selben eine Uniform zu machen.“ So, antwortete der König, ist er der Schneider? Ich habe weiter nichts zu befehlen; ich wollte ihm nur sagen, daß er wieder nach Haus fahren, und den Spruch lesen soll: Daniel am 8ten, Vers 8. — Der Schneider stuzte, machte seinen Bülling, warf sich in seinen Wagen, und als er zu Haus war, schlug er sogleich den angezeigten Spruch auf. Aber wie war ihm zu Muth, als er las: Und der Ziegenbock war sehr groß. Und da er auf das stärkste worden war, zerbrach das grosse Horn, und wuchsen an dessen Statt ansehnliche vier, gegen die vier Winde des Himmels.

König Friedrich stellte einen seiner Bedienten, der sich dem Trunk sehr ergeben hatte, damit auf die

Probe, daß er ihn ganz grade auf einer Diele in dem Zimmer gehen ließ; dies konnte er aber fast nie. Der König ließ ihn dann immer aus einer andern Thür des Gemachs heraus, damit er nicht von den übrigen Bedienten ausgelacht würde; weil er ein alter Mann war, und befahl ihm auszuschlafen. Der gütige Monarch kleidete sich hierauf ganz allein aus.

Ein gewisses Fräulein von Zoherdorf, eine sehr muntere und lebhafte Schönheit, bat bei einem Re-lais den König um eine Stelle in einem Kloster. Der Monarch, dem die Munterkeit und Freimü-thigkeit des Fräuleins gefiel, antwortete: „Mein Kind, sie schickt sich zu keiner Nonne, sondern sie muß einen Mann nehmen.“ Das Fräulein versetzte: Ich bin ein armes Mädchen, niemand fragt nach mir, weil ich keinen Brautsegen mitbringen kann. — „O! was das betrifft, antwortete der Kö-nig, dafür werde ich sorgen; er fragte gleich den bei dem Wagen haltenden Landrath, ob er schon verheirathet wäre? Auf die Antwort, ja, wiederholte der König dem Fräulein das Versprechen; die gerühet und sehr vergnügt von dem Wagen des Kö-nigs zurück trat. Bald darauf erhielt dieses Fräulein mittelst eines sehr gnädigen Schreibens 1000 Rthlr. mit der Versicherung, daß, wenn sie einen Bräu-tigam haben würde, ein wichtigeres Geschenk folgen sollte.



Es fehlte einst in der Domkirche zu Berlin an Gesangbüchern für den Hofstaat, und auch an Holz, die Königl. Loge zu heizen. Der damalige Küster, ein alter dreister Mann, schrieb folgendergestalt an den König:

Allergroßmächtigster König!

Ev. Königl. Majestät thu berichten 1) daß es an Gesangbüchern für die Königl. Familie fehlt. Ev. Königl. Majestät thu berichten 2) daß es an Holz fehlt, um die Königl. Loge ordentlich heizen zu können. Ev. Königl. Majestät thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.

Schmidt, Küster an der Domkirche.  
Der König, der über dies sonderbare Schreiben wohl herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigener Hand folgende Antwort darunter:

Ev. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten 1) daß wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ev. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten 2) daß wer sich will heizen lassen, sein Holz sich selbst besorge. Ev. Wohlwürden dem Küster Schmidt thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu endlich nochstens berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.

Friedrich.

7.

Als der Feldprobst Aletschke darum anhielt, die Feldprediger selbst einsetzen zu dürfen, und mit vielen Gründen bewies, daß dieß besser und schicklicher sei, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten; schrieb der König unter die Bittschrift nur folgende Worte: Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

8.

Als Friedrich noch zuweilen die Redouten besuchte, erschien auf einer derselben unerkannt ein Offizier von der Garde. Der König fragte die Maske nach ihren wahren Namen, die ihn unverhohlen sagte, aber mit dem Beisatz: „ein Hundsfott, der es wieder sagt.“ Nun erst erkannte der Offizier seinen Herrn, und befürchtete schlimme Folgen. Er entfernte sich sogleich und ritt eilhaft nach Potsdam. Der König schickte sogleich einen Jäger an den Obersten der Garde dahin ab, mit dem Befehl, eine genaue Untersuchung anzustellen, ob die Gardesoffiziers alle anwesend wären. Es geschah, und der Kommandeur fand sie alle zu Potsdam. Als der König selbst wieder dahin kam und auf der Parade erschien, schlug dem Offizier gewaltig das Herz, als der Monarch auf ihn zuging und ihn auf die Seite zog. Er ist Hauptmann, sagte ihm der König ins Ohr, aber ein Hundsfott, der es wieder sagt. Jeder wollte nun wissen, was der König heimlich mit ihm gesprochen hätte, aber er blieb verschwiegen. Nachdem der Offizier ein ganzes Jahr das tiefste

Stillschweigen beobachtet hatte, ließ ihn der König rufen, überreichte ihm nur selbst das Capitainspatent und fügte demselben noch ein Geschenk von 1000 Thlr. für seine Verschwiegenheit bei.

Wahre Herzhaftigkeit besteht ohne Zweifel darin, in der Krisis der schrecklichsten Gefahr eben so zu handeln, als man zur Zeit der größten Ruhe gethan haben würde. So dachte Friedrich der Große. Nach einer gelieferten sehr hitzigen Schlacht, frug er seine Offiziers, wer nach ihrer Meinung die größte Unerschrockenheit an diesem großen Tage gezeigt hätte, Ew. Majestät, war die allgemeine Antwort, (wie er wohl erwarten konnte). Sie trenn sich, sagte der König; es ist ein Pfeifer, bei dem ich während dem Treffen wohl 20mal vorbeigeritten bin, und der vom Anfange des Feuers bis zu Ende nie aufgehört hat, in sein Turlututu zu blasen.

Der Sieg bei Mollwitz wurde dem Könige lange freitig gemacht, und im Anfange mußten seine Truppen den Oesterreichischen weichen. Er glaubte die Schlacht verloren, und hatte sich schon bis nach Oppeln geflüchtet. Ein österreicher Husar verfolgt ihn, und war ihm schon ganz nahe, als der König, der auch in den gefährlichsten Augenblicken die Besonnenheit nie verlor, auf einmal sein Pferd umwendet, und den Husaren kommen läßt. Es

nich, Zufar, sagt er zu ihm, ich werd an dich denken. Der Husar, der den König nach einigen von ihm gesehnen Bildnissen erkannte, ward so sehr von Ehrfurcht und Bewunderung eingenommen, daß er seinen Säbel fallen läßt, und antwortet: Top, nach dem Kriege! Auf's Wiedersehn, sagte der König, und ritt weiter. Dieser Husar war nach der Zeit Generalleutenant in preussischen Diensten, Chef eines Husarenregiments und Ritter des grossen Ordens. Sein Name war Paul Werner.

In der Schlacht bei Torgau kommandirte der König den linken Flügel der Armee, und unternahm den ersten Angriff auf die österreichische Stellung, wo der General Zieten sich erst gegen Abend der Siptziger Höhen bemächtigte, welches dann die Schlacht zum Vortheil der preussischen Armee entschiede. Da es die Nacht nach dieser Schlacht sehr kalt war, so hatten die Truppen Wachfeuer gemacht. Gegen Morgen kam der König längst der Front der Armee herausgeritten, und da er beim Regiment Garde angekommen war, stieg er vom Pferde, und stellte sich ebenfalls aus Feuer, von seinen braven Offiziers und Grenadieren umgeben, um den Anbruch des Tags zu erwarten, und die Oesterreicher noch einmal anzugreifen, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten; welches man wegen der finstern Nacht noch nicht unterscheiden konnte. Der König sprach viel mit den Leuten, und lobte sie wegen ihres vor-

zöglich tapfern Verhaltens in der Schlacht. Die Grenadiers, welche die Leutfeligkeit und Herablassung des Königs kannten, drängten sich immer näher an seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach, und dem er noch öfter Geld geschenkt hatte, Namens Kübiak, war so dreist, den König zu fragen: „wo er denn in der Bataille gewesen wäre? Sonst wären sie gewohnt, ihn an ihrer Spitze zu sehen, und von ihm selbst ins größte Feuer geführt zu werden; diesmal hätten sie ihn mit keinem Auge gesehen; es wäre doch nicht gut, daß er sie verliese.“ Der König saate hierauf mit der herablassendsten Güte, daß er sich während der ganzen Schlacht auf dem linken Flügel der Armee befunden, und deswegen nicht bei seinem Regimente habe seyn können. Unterdessen hatte sich der König den blauen Ueberroß aufgeknöpft, weil ihm die Hitze des Wachtfeuers beschwerlich wurde. Die Grenadiers bemerkten, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel, und daß er längst der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, indem die von der Kugel gemachte Oefnung noch an dem Ueberroß und an der Uniform zu sehen war. Voll Enthusiasmus und Bewunderung riefen sie nun aus: „Du bist doch noch der alte Krizze! Du theilst jede Gefahr mit uns! Für dich sterben wir gern! — Es lebe der König! — Ein anderer Grenadier sagte: „Krizze, nun wirst du uns doch auch gute Winterquartiere geben?“, Den Teufel auch — erst müssen wir Dresden wegnehmen —

alsdenn aber will ich für euch sorgen, ihr sollt gewiß zufrieden seyn. Bekanntlich kam das Regiment Garde in Leipzig in die Winterquartiere. Bei eben diesem Feuer dampften die alten Grenadiers aus kurzen Stummeln dem Könige den edelsten Tabak unter die Nase. „So geht doch zurük“, rief einer unter ihnen. Nein, bleibt nur stehen, Kinder, ich rieche das gern. So gefällig war der König, ungeachtet der Tabaksdampf ihm in seinem ganzen Leben äufferst zuwider war.

12.  
 Die Prinzessin von Stettin ließ einige Stoffe aus Lyon kommen. Ausländische Waaren sind Kontrebande, und müssen Impost bezahlen. Die Stoffe wurden konfiscirt. Die Prinzessin erfuhr's, und ließ den Mauthkommissarius zu sich rufen, mit dem Bedeuten, ihr die Zeuge zu bringen, sie sey bereit, die gewöhnliche Auflage zu bezahlen. Der Mann kam; die Prinzessin nahm die Waare, ohne zahlen zu wollen. Der Kommissarius wurde wahrscheinlich unartig, und erhielt von der Prinzessin eine Ohrfeige. Er glaubte sich an seiner Mauthbehre gekränkt, berichtete den Vorfall an den König, bat um hinlängliche Satisfaction, und botte sie zu erhalten. Friedrich schrieb unter seinen Bericht die Worte: „Die Stoffe gehören der Prinzessin; den Impost zahl' ich; die Ohrfeige behält der Empfänger, und ich kann nicht glauben, daß eine Ohrfeige von einer schönen Hand entehren kann.“

~~Handwritten note:~~  
 Auf dem 18. 4. 6.  
 muß man Loben!

13.

Als Friedrich Sans-Souci baute, lag ihm eine Mühle im Wege, die ihm den Platz versperre, den er gern zu seinem Garten gehabt hätte. Er ließ dem Müller bieten, was er nur vor seinen Platz fordern würde. Der Müller schlug den Antrag aus, weil er die Mühle vom Vater und Großvater hätte. Der König ließ ihm nochmals zureden, versprach ihm sogar, eine neue Mühle an einem andern Platz zu bauen, ihm Wasserlauf und alles frei zu geben, und überdies noch die Summe, die er fordern würde, auszahlen zu lassen. Allein der Müller blieb unbeweglich. Der König wurde ärgerlich, ließ ihn rufen: „Keil, warum willst du mir deine Mühle nicht verkaufen, da ich dir doch so große Vortheile anbiete? — Der Müller gab die alte Entschuldigung an. — „Weißt du wohl, sagte der Monarch, daß ich sie dir wegnehmen kann, ohne dir einen Groschen dafür zu geben? — „Ja, antwortete der Müller, wenn die Kammer \*) in Berlin nicht wäre! Diese rasche Antwort gefiel dem Könige sowohl, daß sich sein Eifer im Augenblick legte. Der Müller behielt seine Mühle, und der König änderte den Plan seines Gartens.

14.

Ein nach dem 7jährigen Kriege verabschiedeter Obristlieutenant, der brav gedient hatte, fand sich

\*) Wo die Progressse der Landesregierung mit den Unterthanen entschieden werden.

täglich in dem Vorzimmer des Königs ein, und flehte um Versorgung. Der Monarch hatte schon mehrmals zu ihm gesagt: „Er muß warten; ich kann noch nicht helfen.“ Diese Abweisung hielt den Obristlieutenant nicht zurück; er belagerte den König so oft er konnte, daß Friedrich am Ende verdrieslich wurde, und befahl, ihn nicht mehr vorzulassen. Während dem kam eine Schmähschrift gegen den König heraus. Friedrich, der sich sonst wenig um dergleichen Dinge bekümmerte, setzte diesmal 50 Friedrichsd'or auf die Entdeckung des Verfassers. — Der Obristlieutenant erschien wieder im Vorzimmer: Man sagte ihm gerade zu das Verbot des Königs. — „Ich muß den König sprechen; ich habe Ihm Sachen von Wichtigkeit zu eröffnen,“ erwiderte der Obristlieutenant. Es wurde dem König gemeldet, und er ließ ihn vor sich. — Ich habe ihm ja schon oft gesagt, daß ich ihm noch nicht helfen kann. „Ich verlange nichts, Ew. Maj.,“ antwortete der gute Mann mit Verlegenheit. Allerhöchstdieselben haben einen Preis von 50 Friedrichsd'or auf den Verfasser der neuerlichen Schmähschrift gesetzt: Ich bin der Verfasser davon. Strafen Sie den Verbrecher; aber lassen Sie meiner unglücklichen Frau das Geld auszahlen, damit sie mit ihren armen Kindern Brod hat. — Der Teufel soll ihm auf den Kopf fahren, versetzte der König, er muß nach Spandau! „Ich unterwerfe mich allem Ew. Maj.; aber die 50 Friedrichsd'or?“ — soll seine Frau in einer Stunde haben. Wart



er, fuhr der Monarch fort, indem er sich an seinem Schreibtisch setzte, geb er dem Kommandanten diesen Brief. Auf der Adresse stand: Nicht eher als nach Lische zu erbrechen. — Friedrich kannte schon den wahren Verfasser; erstaunte und ward gerührt über die edle Kluge dieses Mannes, dessen Verdienste er kannte, den gewis nur die dringende Noth zu diesem erniedrigenden Schritt hatte bringen können. Der Obristleutnant begab sich mit schwerem Herzen an den Ort seiner Bestimmung, ungewis welches Schicksal auf ihn warte. Er bat den Kommandanten das Schreiben zu eröffnen; seine Befürchtungen waren aufs höchste gestiegen; allein der Kommandant mußte ihm seine Bitte abklagen. Als der Nachtsch aufgetragen war, gab er endlich dem dringenden Anhalten seines Gefangnen nach, und erbrach das Schreiben. Wie erstaunt in beide, als sie folgende Worte von der Hand des grossen Monarchen lasen: Ueberbringer dieses ist Kommandant in Spandau. Frau und Kinder, nebst den 50 Friedrichsd'or werden in einigen Stunden nachkommen. Der bisherige Kommandant erhält einen andern, bessern Posten der Art.

Einst war Friedrich in Sans-Souci des Morgens allein sehr frühe in den Garten gegangen: Er fand einen Gärtnerpurschen, welcher sehr fleissig an einem Spalier arbeitete. Der Mensch war erst kürzlich

kürzlich angenommen worden, und kannte daher den König nicht: Friedrich sagte, du arbeitest ja sehr früh! — Muß man denn nicht, versetzte der Pursche, wenn der alte Brummer aufsteht, und das ist nicht fertig, da sollt es gut werden. „Brav,“ sagte der König, und gieng weiter.

16.

Friedrich liebte einen Leibpagen vorzüglich: da er arm war, und keine Uhr hatte, schenkte ihm der König einige hundert Thaler zum Ankauf derselben. Der edle Jüngling fühlte die Freude, seiner nothleidenden alten Mutter wohlthun zu können, weit stärker, als das Bedürfnis der Uhr. Er schickte ihr seinen ganzen erst erhaltenen Reichthum, jedoch mit der Bitte, ihm auf den Fall, wenn der König nach der Uhr fragen sollte, soviel wieder zu geben, als zum Ankauf erfordert würde. Nach einiger Zeit ereignete sich dieser Fall. Er bat daher seine Mutter ihm das Vorbehaltene zu einer Uhr wieder zu schicken. Statt Geld erhielt er einen die Seele durchbohrenden Brief, der ihm die ganze traurige Lage seiner Mutter schilderte, voll Vorstellungen der Unmöglichkeit, die Summe jetzt zusammen zu bringen. — Er erhielt den Brief in dem Augenblick, als er zum König gehen sollte; um ihn auszukleiden, und steckte ihn deswegen unerbroschen in die Tasche. Als der König zu Bette gegangen war, erbrach er den Brief, und laß ihn weinend im Vorzimmer, wo

J. B. 1788

M

jede Nacht ein Leibpage bleiben mußte. Friedrich sah es durch die nicht ganz zugemachte Thür und wartete bis er den Pagen schnarchen hörte. Nun stand er auf, nahm seinem Liebbling den Brief aus der Tasche, und ward nicht wenig bei dessen Durchlesung gerührt. Er schwieg, bis es Tag war, dann rief er ihn: Sieh nach, auf der Uhr, die da unter dem Spiegel hängt, welche Zeit es ist? Der Page sah, und nemte die Stunde. — Das ist nicht möglich, antwortete der König, bring mir die Uhr her! Der König sah selbst darauf, und versetzte in einem angenommenen ärgerlichen Tone; die Uhr geht ja schon wieder unrichtig! Sie hat mich schon lange geärgert; ich mag sie nicht mehr. Ich schenke sie dir. — Der arme Junge stand wie angewurzelt! — Der König stand auf, schrieb einige Zeilen, und rufte den Pagen wieder: „Schreibst du nicht bald an deine Mutter? ich möchte von ihr einige Nachrichten von eurer Familie haben?“ Der Page erwiederte, er wolle sogleich schreiben. — „Gut, so schliesse dieses Billet bei.“ — Es enthielt die Anweisung einer Pension von 500 Thlr. —

17.

Friedrich hatte große Generale, aber einer seiner größten war der unsterbliche Winterfeld. Sein sanfter Charakter, seine edlen, menschenfreundlichen Gesinnungen würden ihn schon an sich selbst auf eine

höhere Stufe der Leiter der vollkommnern Wesen gesetzt haben, wenn er auch nicht ein Feldherr von der ersten Classe gewesen wäre. Sein König detaschirte diesen liebenswürdigen Mann zu einer Expedition, und versprach ihm eine Armee von 40000 Mann. Der vortrefliche Winterfeld musterte sie, und fand zu seinem größten Erstaunen kaum 12000. Er gieng zum König und meldete das. Für mich, antwortete Friedrich ist sie noch weit stärker, denn er commandirt sie! — Wie sehr der König diesen trefflichen Mann liebte beweist folgende Thatsache. Er ließ ihn mit erstgenannter Armee zurück, und als er schon von ihm Abschied genommen hatte, und im Beariff war aufs Pferd zu steigen, lehrte er sich noch um, umarmte seinen Winterfeld und sagte: ich hätte bald vergessen ihm Instruction zu geben. Ich habe nur eine für ihn: erhalte dich mir! diese verbindliche, besorgliche Bitte des großen Monarchen, schien eine Ahndung seines nahen Verlustes zu seyn, war fruchtlos und vielleicht gar eine geheime Triebfeder — oder wie ichs nennen soll. Kurz — Friedrich sah seinen Winterfeld, seinen Liebling nicht wieder. Das Winterfeldische Regiment hatte einen Berg besetzt, der in der Stellung des Corps von grosser Wichtigkeit war. Es wurde durch 6 feindliche Bataillons angegriffen, und wandte. Kaum kam die Nachricht zum Hauptquartier, als Winterfeld eilte durch seine Gegenwart, durch sein Beispiel den Posten zu behaupten. Das Regiment hielt sich unüberwindlich, that Wun-

der, als sein Vater an der Spitze stand. — Da fiel der gute, der edle, der geliebte Feldherr. Einige Soldaten seines Regiments machten eine Bahre von Kurzgewehren und trugen ihn, von Schmerzen betäubt, mitten durch die Feinde selbst, die den sterbenden General ungehindert und mit Ehrfurcht durchtragen ließen; denn sein Name war selbst dem überwundenen Feinde und den feindlichen Provinzen, der Name eines Schutzengels, so wie er der Vater seiner Untergebenen und Vertheidiger seines Vaterlandes war. — Segen seinem Staube, Nachfolge denen, die das seyn könnten, was er war! — Der berühmte Rhode schmiegte sich durch ein sehr schönes Gemälde, welches die Garnisonskirche in Berlin von ihm besitzt, an die Unsterblichkeit Winterfelds. Der Held steht im Brustbilde auf einem Fußgestelle mit Inschriften. Das ganze scheint Sandstein zu seyn. Vor ihm sitzt die Geschichte mit aufgeschlagenem Buche und der Feder in der Hand. Ihr Blick ist sprechend, halb Erstaunen, halb Neugierde. Sie sieht zu ihm hinauf, und scheint ihn um seine Thaten zu befragen. Die Figur ist herrlich, ganz werth das Bild einer Gottheit zu seyn. — Sieht das nicht einem Vorwurf des Künstlers ähnlich, daß die Zeitgenossen Winterfelds für seine Verewigung noch nichts gethan hatten? denn zu der Zeit war die schöne Statue dieses Heerführers, von Carrarischem Marmor, welche der verstorbene König auf dem Wilhelmsplatz in Berlin setzen ließ, noch nicht da.

Der Königl. Weise nahm es gar nicht übel, wenn er bisweilen selbst abgeführt wurde, wenn nur Würze in der Replik war. Er sagte zu dem Abt Bakiani, als er gerade in guter Laune war: wenn sie eines Tages die dreifache Krone aufsetzen, die sie verdienen, wie werden sie mich empfangen, wenn ich nach Rom komme? — Ich werde sagen, erwiederte der Abt, man lasse den schwarzen Adler herein; er decke mich mit seinen Flügeln, aber er verschone mich mit seinem Schnabel.

Der Bischof von Lemland, der durch die Besitzergreifung des Preussischen Hauses in Pohlen, zwei drittheile seiner Einkünfte verlohren hatte, machte dem Könige in Pozdam im Jahr 1773. seine Aufwartung. Der König frug ihn: Sie können mich wohl nicht lieb haben? Der Prälat antwortete als Geislicher: er kenne nicht nur die Pflichten des Unterthanen gegen seinen Monarchen, sondern auch die der allgemeinen Menschenliebe und des Christenthums. Ich, versetzte der König, bin ihr sehr guter Freund, und mache starke Rechnung auf sie. Sollte mir Petrus demnächst den Eingang ins Paradies versagen, so hoffe ich sie werden mich unter ihrem Mantel an bemerkt hinein tragen. — Das kann nicht gehen, erwiederte der Bischof: Eure Majestät haben ihn

zu sehr beschnitten, als daß man noch Contrebande drunter verbergen könnte. „ — Friedrich lächelte. — War das das Benehmen eines stolzen, grimmtigen Monarchen? — Die Nachwelt wird ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihm oft seine Zeitgenossen versagten.

Im siebenjährigen Kriege kam der König, als er recognosciren ritt, in Sachsen, gegen Mittag in ein Dorf. Nicht weit davon war eine Schanze aufgeworfen, wo ein feindlicher Hauptmann commandirte. Sobald der letztere die Ankunft des Königs gemahr wurde, ließ er das Dorf heftig canoniren. Friedrich hatte sich mit dem Ellbogen an eine Scheune gelehnt, und sah, den Kopf in der Hand, dem Feuerwerk mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit in Gefahren zu. Die um ihn her versammelten Generale und Adjutanten baten den Monarchen sich zu entfernen, weil der Plaz hier zu gefährlich sey. — Die Kugel, versetzt der Könia, die mich treffen soll, kömmt von oben. Keine Minute nachher fuhr eine Kugel, kaum drei Schritte von ihm in einen Pfosten der Scheune, und gleich drauf noch eine. — Das ist zu grob, sagte Friedrich, und commandirte einen Offizier mit Freiwilligen, das Nest auszuheben. Der Offizier fürmte die Schanze, und nahm den feindlichen Hauptmann mit seinem Commando gefangen. — Freiwillige neh-

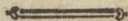
men sich im Kriege auch mehr Freiheiten heraus. Nachdem sie dem gefangenen Hauptmann ihre Börse, und was er sonst von Werth bei sich führte, abgenommen hatten, schnitten sie ihm noch die Dresse vom Hut. Er hielt sich dadurch beleidigt und begehrte zum König geführt zu werden. Sein Diener, mein lieber Hauptmann, wie gehts? sagte Friedrich. — Der Hauptmann klagte über die vermeintliche Mißhandlung. Weiß er denn nicht, sagte der königliche Feldherr, den Kriegsgebrauch? Zier gehts nicht, wie bei einer Procession, zu. Er hat Ursache Gott zu danken, daß er sein Leben davon trug; denn meine Leute waren Freiwillige; — und Leben ist doch besser als eine Dresse. — Die ärgste Gefahr konnte Friedrichs Muth und seine herrliche Lanne nicht schwächen.

21.

Als der König auf Neujahr frische Kirschen bekommen hatte, gab er einige davon einem Vaschen um sie der Königin zu überbringen. Der Page mochte auch wissen wollen, wie Kirschen auf Neujahr schmecken, er kostete eine, noch eine, bis zuletzt die Zahl so gering wurde, daß er sich nicht mehr getraute, sie an die Behörde zu überbringen, und als sie vollends auf. Nach einiger Zeit frug der Monarch die Königin, wie die Kirschen geschmeckt hätten? Diese wußte von nichts, und der König errieth sogleich den Vorgang. Er gab dem Vagen ein versio-



geltes Billet an den Capitain von der Hauptwache, dessen Inhalt so lautete: Ueberbringer dieses soll fünf und zwanzig Fuchteln haben. Der Page traute der Sache nicht, und hat einen Bedienten ihm zur Gefälligkeit das Billet zu besorgen. Der dienstfertige Mann bringt das Zettelschen dem Offizier der ihm sogleich sein Urtheil publicirte, und, ob schon der Bediente betheuerte, daß nicht er, sondern der Page von L\*\* der Ueberbringer habe seyn sollen, so half doch alles nichts, der Befehl des Königs mußte befolgt seyn, und er erhielt richtig die fünf und zwanzig Fuchteln. Der König, der hiervon nichts wußte, frug den Pagen des andern Tages: wie haben die Kirschen geschmeckt? Der Page gestund seinen Fehler. — Aber wie bekamen sie gestern auf der Wache? — „ein Bedienter, Eure Majestät, hat mir den Gefallen gethan, das Billet auf die Wache zu tragen, um die Fuchteln für mich in Empfang zu nehmen, denn ich dachte, besser ein guter Freund betrogen, als ich.“ Dem König gefiel der Einfall so wohl, daß er den Pagen zum Offizier machte.



...wurde  
...er die  
...den. De  
...einen So  
...sagen.  
...schen dem  
...ubijekt,  
...nicht er,  
...agen, habe  
...Brief  
...ist rich-  
...König,  
...des an-  
...Schmezt?  
...wie de-  
...ein Ho-  
...hellen ge-  
...die Fuh-  
...ich doch-  
...is ich. -  
...ag er die

6132-

P. 148.

